



universität
wien

MASTERARBEIT / MASTER'S THESIS

Titel der Masterarbeit / Title of the Master's Thesis

Erschöpftes Begehren.

Depression als machtstrukturierte Form moderner Subjektivierung

verfasst von / submitted by

Chiara Dankl, BA

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of

Master of Arts (MA)

Wien, 2020 / Vienna 2020

Studienkennzahl lt. Studienblatt /
degree programme code as it appears on
the student record sheet:

UA 066 941

Studienrichtung lt. Studienblatt /
degree programme as it appears on
the student record sheet:

Masterstudium Philosophie

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Doz. Mag. Dr. Klaus Puhl

Mitbetreut von / Co-Supervisor:

Inhaltsverzeichnis

1 Einleitung	1
2 Diskursive Methodik	2
2.1 Zu Michel Foucault	2
2.2 Grundbegriffe	4
2.3 Das Subjekt des Begehrens	10
2.3.1 Subjektivierung über Macht	10
2.3.2 Gouvernamentalität: Von der Macht zum Subjekt	13
2.3.3 Subjektivierung über Begehren	14
2.3.4 Subjekt und (Selbst-)Erkenntnis.....	28
3 Das Erschöpfte Selbst	31
3.1 Methodik II	31
3.2 Ehrenbergs Geschichte der Depression	34
3.2.1 Vorgeschichte.....	35
3.2.2 Neurasthenie und der Wirkmechanismus Gesellschaft-Psyché.....	35
3.2.3 Vor 1940. Das psychoanalytische Konfliktmodell.....	37
3.2.4 1940er und 1950er. Technik und Therapie.....	39
3.2.5 1960er und 1970er. Diskursives Feld: Psychiatrie, Allgemeinmedizin und Medien.....	42
3.2.6 1980er und 1990er: Die moderne Depression	44
3.3 Ehrenbergs Grundbegriffe	49
3.3.1 Sozialpathologie	49
3.3.2 Mentale Gesundheit.....	51
3.4 Ehrenbergs Geschichte von Autorität und Individualität	53
3.4.1 Vor 1960. Autorität und Verhaltensgehorsam.....	53
3.4.2 1960er und 1970er. Befreiung und Selbstfindung	54
3.4.3 1980er und 1990er. Internalisierung und Selbstaktivierung	56
3.5 Ehrenbergs Thesen	58
3.5.1 Depression als Sozialpathologie der Moderne	58
3.5.2 Dekonfliktualisierung des Psychischen und Politischen	61
4 Ehrenbergs Thesen in diskursiv-philosophischer Kritik	66
4.1 Depression als Subjektivierungsform moderner Individualität	66
4.1.1 Die Subjektivierungsform moderner Individualität.....	66
4.1.2 Krankheit als das Andere der Norm. Eine kleine Gegenprüfung.	69
4.1.3 Subjektivierungsweisen der modernen Depression näher betrachtet.....	71
4.2 Subjekt und (Selbst-)Erkenntnis in der Gegenwart	76
4.3 Machtstrukturen der modernen Depression	80
4.3.1 Herrschaft und Disziplinarmacht.....	81
4.3.2 Biomacht	83
4.3.3 Gouvernamentalität	84
4.3.4 Machtfunktionen der Depression	86
5 Schluss	92
Anhang	93
Bibliographie.....	93
Hinweis zur Wahl der geschlechter-spezifischen Formulierungsweise.....	96
Plagiatserklärung.....	96
Abstrakt.....	97

Erschöpftes Begehren.

Depression als machtstrukturierte Form moderner Subjektivierung

Nur Existenz, die sich selbst transzendiert, nur menschliches Dasein, das sich selbst auf die Welt hin, in der es ist, transzendiert, kann sich selbst verwirklichen, während es, sich selbst bzw. Selbstverwirklichung intendierend, sich nur verfehlen würde.
– Viktor Frankl

1 Einleitung

Depression, ein Thema, welches seine gesellschaftliche Relevanz so offen bekundet, dass mit einem philosophischen Blick darauf die Frage gleich mitausgeräumt wird, welche mögliche Bedeutung die Philosophie selbst für die Gesellschaft haben kann. Begehren: Phänomene, die tief im Körperlich-Emotionalen verankert sind und dabei geistig bearbeitet werden, darin zeigt sich die Stärke und Schwäche dieses Zugangs. Die Philosophie und die Depression – als ein Phänomen, an welchem erstere nach Erkenntnis strebt – vereint das Leise, die Philosophie in der Reflexion, die Depression im (sozialen) Rückzug. Fragen, auf welche beide vereint hinauslaufen, Fragen der subjektiven Erfahrung, gehen über in einen Raum der Stille, in welchem diejenigen Fragen nach der Bildung von Subjektivität liegen, die nicht erfahren, sondern nur gedacht werden können.

Depression, mit einer Prävalenz von etwa zehn Prozent (Hapke 2015), einer 15-prozentigen Sterberate (Paulitsch/Karwautz 2008) und ökonomische Kosten von bis zu einem Prozent des europäischen Bruttoinlandsprodukts (Sobocki 2006), ist eine wesentliche Erfahrung westlicher Gesellschaften. Analysen darüber fallen meist die Bereiche der Psychologie, Medizin und populären Gesellschaftskritik. Ein Werk sticht in der wissenschaftlichen Auseinandersetzung eindeutig hervor: Alain Ehrenbergs *Das Erschöpfte Selbst*, in welchem er diskursanalytisch die Geschichte der Depression im 20. Jahrhundert mit ideologischen, politischen und sozioökonomischen Veränderungen parallelisiert und die Depression als dunkles Spiegelbild der modernen Konzeption von Individualität herausarbeitet.

Doch auch Ehrenbergs Analyse bleibt eine soziologische Gesellschaftskritik, es fehlt der Sprung in jenen Bereich, in welchem die Philosophie, *linguistic turn* und Sozialkonstruktivismus zum Trotz, sich mit klarer Methoden- und Begriffsdefinition, Abstraktion und Systematisierung einzurichten versucht. Die Depression als moderne Erfahrung und diskursives Phänomen bietet – blickt man umfassend und abstrahierend darauf – reichlich Material für eine solche Einrichtung, insbesondere in jener Ecke, in welcher die Fragen nach den Bedingungen, dem Wesen und der Ausprägung von Subjektivität verhandelt werden. Einer, dessen Werk sich in dieser Ecke findet, ist Michel Foucault, welcher in seinem Spätwerk – der vierbändigen Reihe *Sexualität und Wahrheit* – versucht, abseits üblicher geistesorientierter Kulturgeschichte die Bestimmung von Subjektivität in Hinblick auf ihr Begehren nachzuzeichnen und zu analysieren. Geht man von dieser allgemeinen Grundlage des begehrenden Subjekts in der Moderne nicht den Weg zur Sexualität, sondern zur Depression, bietet diese Reihe

ebenfalls eine fruchtbare Basis für die Erarbeitung eines Phänomens, in welchem dieses Begehren erschöpft ist. Mit der Erstveröffentlichung des letzten Bands 2018 und aufgrund des Sachverhaltes, dass seine Analysen mit dem Beginn des 20. Jahrhunderts enden und nicht ohne weiteres auf die gegenwärtige Gesellschaft übertragen werden können, bleibt in dieser Ecke ein Spielraum für weitere Gedankenarbeit.

Vorliegende Arbeit greift daher auf Ehrenbergs umfangreich recherchierte Thesen zurück, abstrahiert und systematisiert diese anhand einer diskursiv-philosophischen Methodik und untersucht, welche weiteren Schlüsse für die moderne Ausprägung von Subjektivität daraus zu ziehen sind. Sie soll nicht nur einen kritisch-philosophischen Beitrag zur gegenwärtigen Betrachtung der Depression leisten, sondern damit auf die abstraktere Frage nach der Form moderner Subjektivität eingehen. Dafür ist diese Arbeit in zwei Teile gegliedert: Im ersten Teil werden neben den notwendigen methodischen Grundbegriffen und -konzepten von Foucaults Diskurs- und Machttheorien, dessen Thesen zur Subjektconstitution über das Begehren dargelegt. Im zweiten Teil werden nach einer methodischen Diskussion die Untersuchungen Ehrenbergs zur Geschichte der Depression und zu den Veränderungen der Autoritäts- und Individualitätsstrukturen des 20. Jahrhunderts systematisiert, sowie seine These der Depression als konstitutive Schattenseite der modernen Individualität beleuchtet. Im Anschluss wird eine diskursiv-philosophische Untersuchung Ehrenbergs Thesen kritisch hinterfragen und in eine abschließende Analyse münden, welche weiteren Schlüsse aus der Depression als modernes Phänomen der Erschöpfung von Begehren gezogen werden können.

2 Diskursive Methodik

2.1 Zu Michel Foucault

Michel Foucault (Frankreich, 1926-1984) gilt als einer der gesellschaftspolitisch wirkmächtigsten Philosophen und Historiker des 20. Jahrhunderts. Anders als viele Philosophen und Philosophinnen hinterließ er kein strukturiertes, theoretisches System, und anders als die klassische Geschichtsschreibung ging seine Historie über die Untersuchung einer Epoche oder gar eines Ereignisses hinaus zu einer Analyse der europäischen Gesellschaftsgeschichte, von der Antike bis in seine Gegenwart. Sein Hauptinteresse galt der Analyse von Ordnungen und zwar nicht primär politischer, ökonomischer oder sozialer, sondern *Denkordnungen*; erstere werden nur insofern behandelt als sie mit diesen zusammenhängen. Foucaults Untersuchungen erschöpfen sich jedoch nicht in einer Nachzeichnung von Werten und Normen, sind also weder klassische Ideen- noch Moralgeschichte, sondern schöpfen aus Erarbeitungen von Problematisierungen.

Der Begriff der *Problematisierung* bedarf einer kurzen Erläuterung. Es wäre irreführend diese mit gesellschaftlichen *Problemen* zu verwechseln, etwa mit materiellen oder immateriellen Schwierigkeiten, wie Naturkatastrophen, Kriegen oder innergesellschaftlichen Konflikten. Ebenso wenig relevant ist der Umfang solcher Probleme, denn selbst längerfristige, gesamtgesellschaftliche Verschiebungen, wie

Globalisierungstendenzen oder ideologische Verschiebungen, sind – wenn überhaupt – Probleme und noch keine Problematisierungen. Eine Problematisierung bezeichnet nicht eine Sachlage,¹ sondern die Formen, in welchen eine Sachlage überhaupt als *Problem* aufgefasst und behandelt wird. Zentral in einer Problematisierung sind der Grund, warum, und die Art, wie eine Sachlage als Problem behandelt wird, damit also auch die kontextuelle Bedeutung und die Lösungen, die geboten werden (können).² Foucaults Werk, ob seines frühen Todes aus privaten Manuskripten und studentischen Mitschriften posthum ergänzt und veröffentlicht, ist eine Analyse solcher Problematisierungen. Damit betrieb er keine positive Geschichtsschreibung im Sinne einer Begründung historischer Ordnungen, sondern eine hermeneutische Tätigkeit, die als eine negative Geschichtsschreibung verstanden werden kann, insofern die einzelnen Elemente der Geschichte in ihrer Kontingenz und ihrem Zusammenhang herausgearbeitet werden. Dieser Forschungsrichtung folgen *Wahnsinn und Gesellschaft* (1961, Problematisierung des Wahnsinns als Gegensatz zur Vernunft), *Die Geburt der Klinik* (1963, Problematisierung der modernen Medizin), *Überwachen und Strafen* (1975, Problematisierung neuzeitlicher Machtstrukturen) und die vierbändige Reihe *Sexualität und Wahrheit* (1976/1984/1989/2019, Problematisierung von Subjektivität).³

Wie sehr bleibt Foucault dabei aber überhaupt noch Philosoph? Sollte er nicht eher als kritisch interpretativer Historiker gelesen und eine theoretische Systematisierung seiner Analysen Philosophinnen überlassen werden? Dementgegen veröffentlichte Foucault auch Schriften, in welchen er eigene Begriffe schafft und Methoden und Theorien entwirft, die über eine Geschichte der europäischen Philosophie hinaus in die Bereiche der Sprachphilosophie, Erkenntnistheorie und Philosophie des Geistes fallen. So erarbeitet er unter anderem in der *Archäologie des Wissens* (1969) den für seine Werke zentralen Begriff des „Diskurses“ und dessen zugrundeliegende Sprach- und Erkenntnistheorie. Überdies sind die Problematisierungen der oben genannten historischen Schriften mit theoretischen Ausführungen verwoben und dienen als Fallbeispiele seiner Gesellschafts-, Diskurs- und Machttheorien.⁴ Letztlich sei erwähnt, dass für Foucault sein Werk nicht ausschließlich geschichtswissenschaftlichen Selbstzweck haben, sondern Teil dessen sein sollte, was man, näher an der praktischen Philosophie und nicht ganz ohne Ironie, Foucaults „Lebensphilosophie“ oder den Versuch eines selbstgesetzten, freien Denkens und Handelns nennen könnte: Forschen und Schreiben als philosophische Arbeit an sich selbst.

¹Wobei keine Sachlage je objektiv und notwendig so erscheinen muss, wie sie erscheint, und in ihrer konkreten Erscheinungs- und Rezeptionsform bereits von der jeweiligen Problematisierung geprägt ist und damit von dieser zeugt.

²In dieser Unterscheidung gibt es kein Problem unabhängig von jenen, die sich damit konfrontiert sehen. Auch jene Probleme, deren Ursachen außerhalb des Menschen liegen, werden auf eine eigene Weise wahrgenommen und rezipiert. Eine Naturkatastrophe legt gewisse Gegebenheiten fest, welche Aspekte davon wie von wem interpretiert werden, welche Reaktionen und Maßnahmen möglich und geboten sind, darin bleibt viel Spielraum: Ist es eine Strafe Gottes oder Konsequenz des Klimawandels? Muss man also gottesfürchtiger leben oder Strohhalme vermeiden?

³Band I von *Sexualität und Wahrheit* untersucht neue Machtstrukturen der Biopolitik in der modernen Konstruktion von Subjektivität über Sexualität. Band II, III und IV sind hermeneutische Untersuchungen der Konstituierung von Subjektivität über leibliches Begehren von der Antike bis ins frühe Mittelalter.

⁴Hier unterscheidet sich Foucault von dem im zweiten Teil dieser Arbeit aufgegriffenen Alain Ehrenberg, dessen Methodik eng an Foucaults Diskursanalyse und Genealogie anschließt jedoch ohne philosophischen Überbau auskommt.

Das Motiv [...] war Neugierde [...] nicht diejenige, die sich anzueignen sucht, was zu erkennen ist, sondern die, die es gestattet, sich von sich selbst zu lösen. [...] Da ist] die Frage, ob man anders denken kann, als man denkt und anders wahrnehmen kann, als man sieht, zum Weiterschauen und Weiterdenken unentbehrlich. [...] Was ist die Philosophie heute [...] wenn nicht die kritische Arbeit des Denkens an sich selber? [...] Das] ist der lebende Körper der Philosophie [...]: eine Askese, eine Übung seiner selber, im Denken. (Foucault 1989a, 15f)

Eben diese Übung sieht Foucault in seinen historischen Schriften erfüllt: „Es sind nicht Arbeiten eines ‚Historikers‘ [„sondern...] das Protokoll einer Übung“ im Versuch „zu wissen, in welchem Maße die Arbeit, seine eigene Geschichte zu denken, das Denken von dem lösen kann, was es im Stillen denkt und inwieweit sie es ihm ermöglichen kann, anders zu denken“ (ebd. 16). Insofern Foucault eigene Begriffe und Methoden entwirft, um philosophische Fragen nach Sprache und Gesellschaft, Subjektivität, Freiheit und Erkenntnis zu beantworten und Philosophie als Lebenspraxis begreift, um sich der grundlegenden Auseinandersetzung mit dem Wesen des Denkens selbst zu stellen, muss er als Philosoph gelten. Ohne dies zu relativieren könnte man präzisieren, dass er viele klassische Fragen der Philosophie auslässt – etwa der Ontologie oder Theologie – und sich stattdessen der Praxis einer philosophisch-aufklärerischen Tradition verpflichtet, die (Selbst-)Erkenntnis, Moral und Freiheit miteinander verwoben denkt.

2.2 Grundbegriffe

Ordnung

Foucaults Ordnungsbegriff unterscheidet sich nicht wesentlich von dessen üblichen Verwendung, in welcher er ein System, dessen Elemente und ihre Interaktion umfasst. Foucault nutzt den Begriff jedoch selten für politische, soziale oder ökonomische Ordnungen und meint damit meist Denkkordnungen. Eine Denkkordnung wird ähnlich verstanden wie Kuhns Paradigma oder das, was man grob das Denkschema einer Epoche oder Kultur bezeichnet. Foucaults Analyse von Denkkordnungen bezieht durchaus konkrete Denkinhalte dieser Ordnungen mit ein, aber nur insofern sie die grundlegendere Frage nach deren Form ergründen, insbesondere den Aspekt, was darin überhaupt gedacht werden *kann*. Dem liegt eine bestimmte, umstrittene Auffassung von Geist und Denken zugrunde, dass nämlich sowohl sinnliche Wahrnehmung als auch Vernunft gesellschaftlich und geschichtlich kontingent sind. Foucault bezeichnet diesen Rahmen als das „historische Apriori“ (1974, 261f) einer Epoche, über dessen Grundlage hinaus nicht gedacht werden kann.⁵

Archäologie

„Archäologie“ ist ein methodologischer Begriff aus der *Archäologie des Wissens* (1969). Er beschreibt eine diskursive Geschichtsanalyse, die sich vom klassisch geschichtswissenschaftlichen

⁵ Inwiefern Foucault die Möglichkeit anders zu denken theoretisch fundiert, ist teilweise unklar. Eindeutig scheint jedoch, dass die gesellschaftlich-historischen Rahmenbedingungen veränderbar sind und durch Transformation neue Arten des Denkens und Fühlens möglich werden (vgl. Ruffing 2010, 112). Wie aber Veränderung bewirkt werden soll, wenn sie davor nicht gedacht werden kann, das rückt diesen Zugang – meist nicht expliziert – in eine dialektische, prozesshafte Perspektive.

Vorgehen insofern unterscheidet, dass sie nicht von der Möglichkeit und dem Ziel neutraler, empirischer Geschichtsaufzeichnungen ausgeht, sondern die impliziten, nicht reflektierten (und nicht reflektierbaren) Grundannahmen einer vergangenen Gesellschaft untersucht. Diese Grundlagen stellen den impliziten Rahmen der jeweiligen Denkmöglichkeiten dar und erscheinen in allen Aufzeichnungen veräußert – wobei Foucault hauptsächlich Schriften aus Philosophie, Wissenschaft, Literatur und Kunst, aber auch Texte außerhalb intellektueller Tätigkeit, beispielsweise Gesetzestexte und (epochenabhängig) populärmediale Texte analysiert. „Archäologie ist im strengen Sinne [...] die Wissenschaft dieses Archivs.“ (Foucault 2001, 646) Anzumerken ist, dass Foucault nicht von einer linear-teleologischen oder dialektisch-fortschrittlichen Geschichtsauffassung ausgeht, sondern Geschichte als eine komplexe Reihe von Ereignissen⁶ betrachtet, in welcher Kontinuität nur rückblickend in der Durchsetzung bestimmter Interessen und Machtstrukturen zu finden ist.

Genealogie

„Genealogie“ als zweiter methodologischer Begriff Foucaults bezeichnet ebenfalls eine historische Analyse. Sie unterscheidet sich insofern von einer üblichen Ideengeschichte, als nicht die Ideen selbst oder ihr Aufkommen und Verschwinden Inhalt der Untersuchung sind, sondern die diskursiven Machtstrukturen, welche bei der Entwicklung und Veränderungen dieser Ideen, sowie der Art, wie sie wirken, relevant waren und/oder sind. Ein Unterschied zur obengenannten Archäologie liegt darin, dass sie nicht primär die Erschließung einer von der gegenwärtigen Situation unabhängige Kultur und ihrer geistigen Fundamente sein soll, sondern von einer Problematisierung der gegenwärtigen Gesellschaft ausgeht. Ziel ist weniger das Verständnis vergangener Gesellschaften, als die kritische Erschließung bestimmter Bereiche der eigenen Kultur anhand der Analyse ihrer historischen Konstitution. Die Genealogie soll die historischen Ursprünge einer Formation nachzeichnen, nicht um sie zu legitimieren, sondern um die vordergründige Natürlichkeit und Notwendigkeit des Bestehenden in Frage zu stellen.⁷ Eine Genealogie umfasst bei Foucault die Untersuchung eines Dispositivs, der Diskursformen und der jeweiligen Praktiken. In Foucaults Werken finden sich genealogische Erschließungen zu Themenbereichen wie Sexualität, Wahnsinn und Gefängnis- und Strafinstitutionen. Wichtig scheint hier anzumerken, dass eine Genealogie gegenwärtiger Problemstellungen weder linear-teleologisch noch zentral gedacht, sondern als abhängig von realen Machtverhältnissen betrachtet wird, die dezentral und nicht-intentional wirken (siehe Definition „Macht“).

Diskurs, Diskurstheorie und Diskursanalyse

„Diskurs“ als der zentrale Begriff in Foucaults Denken könnte als institutionalisierte Rede- und Handlungsordnung verstanden werden. Entgegen der verbreiteten Verwendung als Bezeichnung für eine

⁶„Mit Ereignis ist nicht eine Entscheidung, ein Vertrag, eine Regierungszeit oder eine Schlacht gemeint, sondern die Umkehrung eines Kräfteverhältnisses.“ (Foucault 2003b, 85)

⁷In dieser Bestimmung sieht man die Anlehnung an Friedrich Nietzsche, welcher den Begriff in *Jenseits von Gut und Böse* und *Zur Genealogie der Moral* erstmals in solcher methodischen Bedeutung verwendet.

Menge gesellschaftlich-politisch diskutierter Themen und die Art ihrer medialen Austragung, umfasst der Begriff bei Foucault so viel mehr, dass er eine andere Bedeutung trägt, eine, in welcher der politisch-mediale Raum nur ein vordergründiges Beispiel ist. „Diskurs“ umschließt die Konstellation aller sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken, die festlegen, was wie von wem mit welcher Wirkung gedacht und gesagt wird und werden kann (vgl. Foucault 2003a, 10f). Sprachliche Praktiken umfassen die Sprache einer Gesellschaft, ihre Begriffe und Struktur, sowohl ihren alltäglichen Gebrauch als auch ihre Verwendung in populärmedialen Texten, wissenschaftlicher und philosophischer Literatur, Kunst und Kultur, allgemein in allen gesellschaftlichen und privaten Bereichen.⁸ Dem zugrunde liegt eine modern-konstruktivistische Sprachphilosophie: Sprache sei keine neutrale Abbildung der Realität, sondern eine performative Gestaltung von Wirklichkeit. Diskurs bei Foucault ist sowohl medial als auch materiell verankert und geht damit über diese sprachliche Ebene hinaus. Nicht-sprachliche Praktiken durchdringen ebenfalls alle Lebens- und Gesellschaftsbereiche und umfassen Institutionen,⁹ Werte und Normen sowie soziale, ökonomisch und politische Systeme. Der Diskursbegriff beschreibt nicht reale Verhältnisse und einzelne Äußerungen, sondern etwas, was deren Konstitution und Fortbestehen zugrunde liegt und ordnet und durch diese selbst perpetuiert wird.

Foucaults „Diskurstheorie“ ist eine gesellschaftspolitische Theorie mit bestimmten erkenntnistheoretischen und ontologischen Ansätzen, welche die Dynamiken dieser Diskurse systematisieren soll. Wichtige Elemente sind neben dem genannten Begriff des Diskurses Konzeptionen des Dispositivs, der Macht und Subjektivierung. Für das Verständnis dessen, was Foucault als Teile des *modernen* Diskurses festlegt, sind die gesellschaftsspezifischeren Konzepte der Disziplinargesellschaft, Biopolitik und Gouvernementalität relevant. Die dazugehörigen Methoden der „Diskursanalyse“, die oben genannte Archäologie oder Genealogie, legen dar, wie ein Diskurs analysiert werden kann. Zentral in Foucaults Werk und relevant für vorliegende Arbeit ist der Hinweis, dass Foucaults Diskursanalyse als Untersuchung der impliziten gesellschaftlichen Grundlagen transformatives Potential trägt. Hervorzuheben ist, dass die individuelle und gesellschaftliche Ebene hier unauflösbar verflochten gedacht werden: Die diskursanalytische Arbeit an sich selbst ermöglicht eine reflektiertere Selbstkenntnis und Problematisierung, welche wiederum auf die Diskursdynamik einwirken und die Formen der Selbsterfahrung und möglichen Selbsterkenntnis verschieben.

Dispositiv

„Dispositiv“ als diskurstheoretischer Begriff ist schwer vom Diskurs abzugrenzen, da sich in Foucaults Werk überschneidende Definitionen finden. Ohne diese Diskrepanz hier ausreichend zu behandeln, soll für vorliegende Arbeit folgender Aspekt betont werden: Ein Dispositiv umfasst das Feld

⁸Für vorliegende Arbeit wird insbesondere der Aspekt relevant, dass diese sprachlichen Praktiken gerade im scheinbar privatesten Bereich der subjektiven Identität wirken. Dabei sei angemerkt, dass das Maß und die Intensität der Selbstidentifikation kein Maßstab dafür sind, ob Begriffe mehr oder weniger vom Diskurs bereitgestellt und (ein-)geprägt sind.
⁹Der Begriff „Institution“ wird in dieser Arbeit nicht in seiner alltäglichen Bedeutung als die Beschreibung staatsrechtlich legitimer Einrichtungen, sondern im sozialwissenschaftlichen Verständnis verwendet: Als Institution gilt jede persönliche und gesellschaftliche Beziehung, in welcher sich die Beteiligten regelmäßig auf implizite oder explizite Regeln verlassen.

diskursiver Elemente, welches um eine Problematisierung liegt. So spricht Foucault etwa von einem Sexualitätsdispositiv, welches ab Mitte des 18. Jahrhunderts mit diversen Diskurselementen – praktische Medizin, wissenschaftliche Biologie und entstehende Tiefenpsychologie, moralische und ideologische Verschiebungen – ein Netz über das menschliche Begehren spannt.

In der Stoßrichtung dieser Arbeit könnte von einem Individualitätsdispositiv gesprochen werden, welches den Diskurs um Einzelne als Individuen im modernen Sinne umfasst. Foucaults Diskursanalyse entsprechend müssten jene sprachlichen und nicht-sprachlichen Praktiken ausgewertet werden, die eine solche Konzeption von Individualität voraussetzen und perpetuieren, etwa rechtliche Grundlagen, Normen intersubjektiven Umgangs, das bewusste und unbewusste Selbstverständnis Einzelner, etc. Da ein Dispositiv einen Prozess beschreibt, in welchem die Inhalte des Dispositivs durch dessen Wirkmechanismen erhalten werden, würde ein Individualitätsdispositiv die Gestaltung von Individualität nicht nur beschreiben, sondern auch erwirken und bekräftigen. Wendet man die Terminologie Foucaults an, würde das Individualitätsdispositiv der Moderne den Einzelnen ihre Individualität einpflanzen, jedoch mit dem Zusatz, dass eine kollektiv vermittelte Individualität widersprüchlich sein muss.¹⁰

Macht, Machttypen und Machttechniken

Aufgrund ihrer zentralen Stellung in Foucaults Denken und ihrer Relevanz für vorliegende Arbeit wird hier auf Foucaults Machtbegriffe ausführlicher eingegangen. Die verschiedenen Machttypen werden im zweiten Teil dieser Arbeit maßgebend, da sie, etwas abgewandelt, Ehrenbergs Analyse des modernen Subjekts zugrunde liegen, ohne explizit von ihm ausgearbeitet worden zu sein. Diese Ausarbeitung soll nun hier vorgelagert werden, um eine nachfolgende kritische Diskussion von Ehrenbergs Thesen zu ermöglichen.

Foucaults Konzeption von Macht steht im Spannungsfeld Freiheit-Möglichkeit und könnte einführend als die Möglichkeit beschrieben werden, dass etwas anders sein könnte, als ist – oder als die bestimmende Kraft, dass etwas so ist, wie es ist. Differenzierter bedeutet „Macht“ bei Foucault eine universelle, komplexe Dynamik, die nicht individuell-strategisch, aber relational und intentional gerichtet ist und über eine negative, einschränkende Wirkung hinaus eine positive Produktivität aufweist. Im Folgenden werden diese Elemente kurz beleuchtet.

¹⁰Die Unmöglichkeit massenhafter Individualität greift der im zweiten Teil dieser Arbeit angeführte Alain Ehrenberg auf. Fraglich bleibt auch dort das spezifisch Moderne am gegenwärtigen Individualitätsdispositiv. Den Anfang eines solchen Dispositivs könnte man philosophisch im aufklärerischen Konstrukt eines vernunftbegabten und gleichen Individuums verorten. Diskursanalytisch müsste man neben den einschlägigen Theorien nachzeichnen, an welchen Stellen dieses Konzept wirksam wurde und einen Niederschlag in dem (auch materiellen) Machtgefüge fand. Stereotyp würde man hier revolutionäre und egalitäre Bewegungen in Europa anführen, etwa die Französische Revolution oder die formelle Gleichberechtigung der Frauen und die folgende Abschaffung politisch-sozialer Vormundschaft. Man könnte argumentieren, dass die breite gesellschaftliche Durchdringung des Individualitätsdispositivs – als Ideologie, die alle meint und in allen wirkt – das spezifisch Moderne ausmacht und daher eine Konsolidierung des Individualitätsdispositivs erst im 20. Jahrhundert zu verorten ist. Ehrenberg geht von einer solchen qualitativen Verschiebung im 20. Jahrhunderts aus und greift etwa die massenhafte Verbreitung von Wohlstand und politischer Rechte auf. Es ist jedoch durchaus möglich, wenn nicht unmöglich auszublenden, dass dies angesichts der neuzeitlichen Entwicklung von Individualität als Dispositiv weit älter und komplexer sein muss.

Die spezielle Ausformung von Foucaults Machtbegriff kann ausgehend von den Begriffen des Diskurses und Dispositivs verstanden werden, da beide Modelle komplexe gesellschaftliche Strukturen beschreiben, die weder determiniert noch zufällig sind. Die Dynamik ihres Zusammenspiels ergibt sich aus der Wechselwirkung verschiedener Machtpositionen, da „in jeder Gesellschaft die Produktion des Diskurses [durch die Macht, Anm. C.D.] zugleich kontrolliert, selektiert, organisiert und kanalisiert wird“ (Foucault 1974, 10). Foucault erläutert seinen Machtbegriff folgendermaßen:

Unter Macht [...] ist zunächst zu verstehen: die Vielfältigkeit von Kraftverhältnissen, die ein Gebiet bevölkern und organisieren; das Spiel, das in unaufhörlichen Kämpfen und Auseinandersetzungen diese Kräfteverhältnisse verwandelt, verstärkt, verkehrt; die Stützen, die dieses Kräfteverhältnis aneinander finden, indem sie sich zu Systemen verketteten [...] schließlich, die Strategien, in denen sie zur Wirkung gelangen und deren große Linien und institutionelle Kristallisierungen sich in den Staatsapparaten, in der Gesetzgebung und den gesellschaftlichen Hegemonien verkörpern. (Foucault 1983, 93)

Diese Macht ist dabei weder eine isolierte noch eine einheitliche Kraft, sondern ein relationales Verhältnis positiver und negativer Einwirkungen. Diese beruhen auf prinzipieller gegenseitiger Beeinflussbarkeit in unterschiedlichen Intensitäten und sind vor allem dann wirksam, wenn Einflussmöglichkeiten ungleich verteilt sind; die Möglichkeit von Widerstand dagegen ist Bedingung für die Existenz von Macht (vgl. ebd. 96f).¹¹

Macht ist bei Foucault ein neutraler Grundlagenbegriff gesellschaftlicher Systeme. Über die Handlungsmöglichkeiten Einzelner hinaus ist sie damit die Grundlage jedes Diskurses¹² und wirkt relational zwischen den Elementen, jeweils intentional von Absichten geprägt, ohne dass sich diese als zentrale, bewusste Strategie einiger Weniger vereinigen. Die Strategie der Macht konvergiert in der Dynamik einzelner Taktiken und ihre Wirkrichtung ist erst im Rückblick erkennbar (vgl. ebd. 95).

Nicht weil sie alles umfasst, sondern weil sie von überall kommt, ist die Macht überall. Und ‚die‘ Macht mit ihrer Beständigkeit, Wiederholung, Trägheit und Selbsterzeugung ist nur der Gesamteffekt all dieser Beweglichkeiten. [...] Macht ist ein Name, den man einer komplexen strategischen Situation in einer Gesellschaft gibt. [...] *Die Machtbeziehungen verhalten sich zu anderen Typen von Verhältnissen* (ökonomischen Prozesses, Erkenntnisrelationen, sexuellen Beziehungen) *nicht als etwas Äußeres, sondern sind ihnen immanent.* (Foucault 1983, 94. Hervorhebung C.D.)¹³

Abweichend von klassischer politischer Theorie, wird Macht bei Foucault nicht ausschließlich negativ-einschränkend als Verbot gedacht, sondern als eine selektive und produktive Kraft, die auf Einzelne und die Gesellschaft wirkt, selektiv indem ihre Struktur nur gewisse Inhalte ermöglicht, produktiv in der

¹¹Fraglich ist, welcher Art diese Relationen sind. Ruffing (2010, 109) schreibt, dass sie nur Beziehungen zwischen Menschen sind. Dass Macht auch Beziehungen vom Typ Einzelner-Institution umfasst, wäre für viele von Foucaults Arbeiten naheliegend – etwa der Struktur des Staates. Hier beschränke ich mich jedoch auf die Beziehung zwischen Einzelnen, weil diese mir als die relevanten Träger und Akteure von Macht bzw. Widerstand scheinen. Die vielen Phänomene, in welchen Einzelne angesichts gesellschaftlicher, politischer oder ökonomischer Institutionen wenig Macht haben, sollen nicht so verstanden werden, dass die Institutionen selbst Macht hätten (da sie keine intentionalen Akteure sind) sondern, dass die Ohnmacht dieser Menschen aus dem Verhältnis zu jenen, die in der gleichen Situation mehr Macht haben, stammt.

¹²Üblicherweise wird Macht in Foucaults Definition nur auf menschliche Systeme angewandt. Die Bedingung des Widerstands benötigt das Potential bewussten, intentionalen Rebellierens. Ob dieses nur von Menschen ausgeübt werden kann, bleibt abhängig von der genaueren Bestimmung des Bewusstseitsgrades und der Intention. Je nachdem wie diese bestimmt sind, wäre eine Ausweitung auf nicht-menschliche Entitäten und Systeme möglich und sinnvoll.

¹³Foucault unterscheidet sich hier von Jürgen Habermas, welcher die Möglichkeit herrschaftsfreier Diskurse annimmt. Ein solcher Diskurs, ermöglicht durch logische Argumentation, ist in Foucaults Denksystem aufgrund der Interessen der Machtverteilung kaum durchführbar und fiele noch in seiner Umsetzung außerhalb einer gerechten Gesellschaft, da er selbst Produkt jener exkludierenden Machtstrukturen bleibt, welche etwa die Diskursgrundlage der Vernunft über den Ausschluss des Wahnsinns schaffen (vgl. Foucault 1969).

daraus entstehenden Ordnung. Zusammengefasst konnte Foucault daher formulieren, „dass die Macht eine ‚Ordnung‘ vorschreibt, die gleichzeitig als Erkenntnischema funktioniert“ (ebd. 85).

Obwohl Macht in Foucaults Theorien eine zentrale Stelle einnimmt, finden sich dazu selten explizite, theoretische Ausführungen in seinen diskursanalytischen Werken. Stattdessen konzentriert sich seine Untersuchung auf verschiedene Machtformen und ihre Dynamiken. Judith Butler, deren eigenes Wirken stark von Foucault beeinflusst ist, erläutert: „Die Analyse der Machtmechanismen [bei Foucault, Anm. C.D.] ist keine allgemeine Theorie dessen, was Macht ist. Vielmehr geht es darum zu wissen, wo, zwischen wem und wem, auf welcher Weise und zu welchem Zweck sie ablaufen“ (Butler 2002, 80). Im Gegensatz zum Grundlagenbegriff „Macht“ verwendet Foucault den Begriff „Machttypen“, um bestimmte Formen von Macht zu beschreiben, hauptsächlich die christliche Pastoralmacht, die juristische Macht und die moderne Biomacht. Diese Machttypen können verändert und abgeschafft werden, die Macht als zugrunde liegendes Verhältnis nicht. Foucaults Machtkonzeption beschränkt sich damit nicht auf die Analyse zentralisierter, militärisch-rechtlicher Kräfte. Diese erfasst Foucaults Begriff der „Herrschaft“, welcher Bereiche politischer Theorie abdeckt, in denen Machtverhältnisse eindeutig und einseitig wenig Spielraum für Widerstand leisten, etwa politische oder wissenschaftlich-intellektuelle Herrschaftsbeziehungen (vgl. Ruffing 2010, 108). Ebenfalls zu unterscheiden sind Macht und Machttypen von „Machttechniken“. Diese beschreiben konkrete Umsetzungsformen, aber nicht nur klassische Techniken wie Gesetze oder Klassifikationen, denn:

Die Macht von diesen Problemen [als Recht, Gesetz oder Gewalt, Anm. C.D] her zu denken heißt, sie von einer historischen Form her zu denken, die unseren Gesellschaften eigentümlich ist: der rechtsförmigen Monarchie – einer sehr eigentümlichen und dennoch transitorischen Form [...] so ist [diese Form, Anm. C.D.] den neuen Machtverfahren völlig fremd, die nicht mit dem Recht, sondern mit der Technik arbeiten, nicht mit dem Gesetz, sondern mit der Normalisierung, nicht mit der Strafe, sondern mit der Kontrolle, und die sich auf Ebenen und in Formen vollziehen, die über den Staat und seine Apparate hinausgehen. (Foucault 1983, 90)

Macht als dezentrale und ubiquitäre Kraft wirkt in der Selbst- und Subjektconstitution Einzelner. Subjektivität wird dabei weder in einem anfänglichen Konstitutionsakt noch durch bewusste Willensakte Einzelner gesetzt, sondern von unzähligen Wiederholungen meist nicht-bewusster diskursiver Einwirkungen geformt.¹⁴

Subjekt, Subjektivierung und Subjektivierungsform

Den Kern von Foucaults Werk bildet die Untersuchung, welchen Abhängigkeiten ein Subjekt unterliegt. Er entwirft dabei einen bestimmten Subjektbegriff:

Als erstes denke ich tatsächlich, dass es kein souveränes, stiftendes Subjekt, keine Universalform Subjekt gibt, die man überall wiederfinden könnte. [...] Ich denke im Gegenteil, dass das Subjekt durch Praktiken [...] konstituiert wird [...] ausgehend von einer gewissen Anzahl an Regeln, Stilen, Konventionen, die man im kulturellen Milieu vorfindet. (Foucault 2004, 906)

¹⁴Explizieren könnte man an dieser Stelle Foucaults sprachphilosophische Annahmen. Ohne ein transzendentales Subjekt, welches ein sprachloses Inneres mittels neutraler Sprache ausdrückt, wird das Subjekt erst durch die Verwendung von Sprache selbst konstituiert. (Nur) durch Sprache entwickeln sich Selbstbezug und Selbstbild, welche die Sprache dann als ein Medium nutzen können, dessen Verwendung das Subjekt weiterhin mitgestaltet.

Rekurriert man auf Foucaults sprachphilosophische Annahmen, wird dieses Subjektverständnis klarer: Ohne ein transzendentes Subjekt, welches ein sprachloses Inneres mittels neutraler Sprache ausdrückt, wird das Subjekt bei Foucault erst durch die Verwendung von Sprache selbst konstituiert. Durch und nur durch Sprache entwickeln sich Selbstbezug und Selbstbild, welche die Sprache dann als ein Medium nutzen können, dessen Verwendung das Subjekt weiterhin mitgestaltet. Dieses Subjektivitätsverständnis ist kein Einheitliches, sondern geprägt von Gesellschaft und ihrer Geschichte; „Subjektivierung“ bezeichnet den Prozess, in welchem das Subjekt selbst durch den Diskurs konstituiert wird. Diese un abgeschlossene Konstruktion ist kontingent, aber auch transformierbar durch Verschiebungen des Diskurses. Wesentlich für dieses Subjektverständnis ist, dass verschiedene Subjektivierungsformen nicht notwendig, sondern historisch und situativ bedingt sind. „Subjektivierungsform“ bezeichnet einen Typ von Subjektivierung, der eine Gesellschaft in einer bestimmten Epoche prägt. Für die Bestimmung der modernen europäischen Subjektivierungsform erarbeitet Foucault die Entwicklung eines Diskurses, welcher das Subjekt epochenspezifisch in unterschiedlicher Art über dessen Begehren bzw. Sexualität konstruiert.¹⁵

2.3 Das Subjekt des Begehrens

Da vorliegende Arbeit ein modernes Subjekt nicht umfassend herausarbeiten kann, zumal dieses bei Foucault nicht linear, vollständig oder widerspruchsfrei erarbeitet wird, sollen zwei für das vorliegende Thema relevante Stränge, die durchaus in Foucaults Werk abgebildet sind, für die anschließende Diskussion nachgezeichnet werden. Foucaults Publikationen zur Analyse des modernen Subjekts weisen in zwei Richtungen: einerseits die Untersuchung moderner Machttypen¹⁶ und andererseits die Auswertung verschiedener Subjektivierungsformen über das Begehren.¹⁷ Diese zwei Stränge werden in den folgenden zwei Abschnitten skizziert.¹⁸

2.3.1 Subjektivierung über Macht

Ausgehend von verschiedenen Machttypen untersucht Foucault die von ihnen geprägten Subjektivierungsweisen und deren Entstehung in der europäischen Kulturgeschichte. Folgender Abriss der Disziplinarmacht und Biomacht, der zwei wichtigsten modernen Machttypen, ist für ein Verständnis von Foucaults Subjektivierungsformen über das Begehren grundlegend. Auf die Nachzeichnung und

¹⁵Angemerkt sei, dass diese Subjektivierungsform nicht als bewusste Einwirkung verstanden wird, sondern als eine überwiegend nicht-bewusste Grundlage des Selbstbezugs und des Umgangs mit sich selbst.

¹⁶Zu nennen sind hier *Dispositive der Macht* (1978), *Geschichte der Gouvernementalität* (1978), *Die Anormalen* (1975) und *Überwachen und Strafen* (1975).

¹⁷Zu nennen sind hier vorwiegend die vier Bände *Sexualität und Wahrheit: I Der Wille zum Wissen* (1976), *II Gebrauch der Liste* (1984), *III die Sorge um Sich* (1986) und *IV Die Geständnisse des Fleisches* (2018), sowie teilweise *Hermeneutik des Subjekts* (1982) und diverse Notizen.

¹⁸Einen dritten, werktechnisch gesonderten Strang bilden Foucaults meist frühe Arbeiten zu Wahnsinn und Krankheit (insbesondere *Geburt der Klinik* 1963, *Die Macht der Psychiatrie* 1973 und *Wahnsinn und Gesellschaft* 1961). Da deren Inklusion den Rahmen dieser Arbeit sprengen würden, muss darauf verzichtet werden, obschon ihre grundsätzliche Ausrichtung, Geisteskrankheiten als konstitutive Elemente des Normalen und Gesunden zu betrachten, im zweiten Teil aufgegriffen werden wird.

Diskussion der Entstehung dieser Machttypen muss die vorliegende Arbeit aufgrund des Umfangs verzichten und sich auf die Wirkung der Subjektivierungsweisen beschränken. Zu beachten ist, dass Foucault Disziplinarmacht und Biomacht nicht getrennt voneinander, sondern komplementär zu einander dachte: „Die Disziplinen des Körpers und Regulierungen der Bevölkerung bilden die beiden Pole, um die herum sich die Macht zu Leben organisiert hat“ (Foucault 1983, 135). Als Definition der Macht eignet sich Gilles Deleuze knappe Formulierung, als die Fähigkeit, zu affizieren („aktive Affekte“) und von anderen affiziert zu werden („passive Affekte“) – wobei letztere „nicht einfach das >Gegenbild< oder die >passivische Umkehrung< der ersteren dar [stellen], sondern eher deren <irreduzibles Gegenüber<, insbesondere wenn man berücksichtigt, daß die affizierte Kraft die Fähigkeit zum Widerstand besitzt“ (Deleuze 1992, 101).

Über Disziplinarmacht

Foucault sieht den Beginn der modernen Ausprägung der Disziplinarmacht im 18. Jahrhundert, in welchem aufgrund des gestiegenen materiellen Wohlstands die Problematisierung von Eigentum, Besitz und Diebstahl relevant wurde (vgl. Ruffing 2010, 106). Der ökonomischen und sozialen Notwendigkeit, den durch die industrielle Produktion entstehenden Reichtum zu schützen, und die Einzelnen für die Anforderungen der neuen industriellen Arbeit tauglich zu machen, entsprechen Machttechniken, die zunehmend über möglichst umfassende Kontrolle wirken. Bekannt ist Foucaults Kritik des Panoptikums,¹⁹ welches jene allgemeine Kontrolle der Körper und die Überwachung des Verhaltens versinnbildlicht, die in anderen gesellschaftlichen Institutionen – Ausbildungsstätten, Krankeneinrichtungen, Arbeitsumfelder, etc. – unerkannt wirken. Zentral ist für Foucault die Ausweitung der klassischen Bestrafungsideologie (Sanktionierung verbotener Handlungen) zu einer Überwachungsideologie, in welcher die *Entsprechung einer Norm* geprüft und bei Abweichung mittels Disziplinierung sanktioniert wird.

Foucault verbindet diese Verschiebung mit veränderten Anforderungen an den Einzelnen und seine körperliche (Produktiv-)Kraft. Neben Unterwerfung sei nun auch die Gefügigkeit notwendig für die wirtschaftlich-industrielle Nutzbarkeit des Einzelnen: eine „nützliche Dressur“ (ebd., 199; vgl. Foucault 1983, 136f).²⁰ Mittels neuer Überwachungsorgane und -techniken entstand eine „Mikrophysik der Macht“, welche hauptsächlich, aber nicht ausschließlich körperliche Existenz des Einzelnen formt und koordiniert:

Die Mikrophysik der Macht ist omnipräsent, sie äußert sich in vielen unscheinbaren, aber doch hochwirksamen Disziplinartechniken der Institutionen, in denen wir uns bewegen: Familie, Kindergarten, Schule, Clique, Verein, Arbeitsgruppe, Partei [...], überall wirken mehr oder minder feine Disziplinierungsmechanismen auf Körperhaltung, Gestik, Mimik, Tonfall, Bewegung ein, um auf diese

¹⁹Das Panoptikum ist ein Gebäudeentwurf von Jeremy Bentham, in welcher kreisförmig um einen zentralen Turm mit schmalen Fenstern mehrere Etagen kleiner, einsichtbarer Räume so angeordnet sind, dass ein Wächter vom Turm aus zu den darin Lebenden hineinsieht, ohne selbst von diesen gesehen zu werden.

²⁰In *Überwachen und Strafen* geht Foucault differenziert auf diverse Konsequenzen der umfassenden Gefängnis- und Überwachungsstruktur ein. Er nennt unter anderem eine massive Zunahme an Wissen über die Körper und das Verhalten der Straftäter (welches sich auf weitere Bevölkerungsgruppen anwenden lies, siehe nachfolgenden Abschnitt zur Biomacht), eine Differenzierung in der Gefährlichkeit der Straftäter sowie eine Nutzbarmachung der Entlassenen.

Weise die gesellschaftliche Funktion und das gesellschaftliche Überleben dieser Institution sicherzustellen.
(Foucault 1993, 1)

In der Disziplinarmacht wird über die negativ-befragende Einschränkung von Verhalten hinaus ein produktives Element eingeführt: Im Drang des Einzelnen zu Kongruenz mit der Norm schafft sie Verhalten, statt es nur einzuschränken.

Über Biomacht

Die Entwicklung eines relativ neuen Machttypus, der Biomacht, verortet Foucault im 18. Jahrhundert. Sie weist ebenfalls ein hohes Maß an Produktivität auf, obschon in einem anderen Aspekt. Sie beschreibt eine Macht, die nicht das Verhalten Einzelner steuert, sondern gesamtgesellschaftliche Lebensformen erzeugt und formt: „Diese Macht ist dazu bestimmt, Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten“ (Foucault 1983, 132). Bei Foucault wird die Disziplinarmacht als Regulierung des Körpers und des Verhaltens gedacht, während sich die Biomacht auf die Dynamiken und Kräfte der Gesamtbevölkerung bezieht.²¹ Bedingung für eine solch umfassende Einwirkung auf die „Lebentechnologien“ der Bevölkerung sind Mittel, um Daten über diese zu erheben:

Die Fortpflanzung, die Geburten- und Sterblichkeitsrate, das Gesundheitsniveau, die Lebensdauer, die Langlebigkeit mit allen ihren Variationsbedingungen wurden zum Gegenstand eingreifender Maßnahmen und *regulierender Kontrollen: Bio-Politik der Bevölkerung*. [...] eine Macht, deren höchste Funktion nicht mehr das Töten, sondern die vollständige Durchsetzung des Lebens (ist). (ebd. 135. Hervorhebung i. O.)

Neben diesen Statistiken boten die durch die allgemeine Schulpflicht gefüllten Schulen, die erweiterten Kranken- und Fürsorgezentren, neue Massenarmeen sowie die sich durchsetzenden demokratischen Staatsformen eine Vielzahl an Möglichkeiten, Informationen über die Bevölkerung zu sammeln und zu verarbeiten.²² Neue Staatsapparate als Machtinstitutionen und die entstehenden wissenschaftlichen Disziplinen der Medizin, Biologie und politischen Ökonomie als Machttechniken trugen dazu bei, die Bevölkerungsdynamik den neuen ökonomischen Gegebenheiten anzupassen, ohne die Lebens- und damit Arbeitsfähigkeit der Einzelnen durch übermäßige Beschränkung oder Hemmung bedeutend zu beeinträchtigen (vgl. ebd. 136f).

Zusammengefasst ist – in beiden Ausprägungen – Macht bei Foucault primär und die Erfahrung darin sekundär zu denken. Deleuze (1992, 115) fasst dies präzise zusammen: Wenn „es unterhalb des Wissens keine ursprüngliche, freie, wilde Erfahrung gibt, wie dies die Phänomenologie wollte, so deshalb, weil

²¹Näher zu erläutern wäre hierbei, inwiefern die gesamtgesellschaftliche Dynamik über die Summe einzelner Handlungen hinaus geht. Kennzeichnend ist dabei, dass sie nicht bereits explizit in einzelnen Handlungen enthalten sind und diese dann summiert werden, sondern die Biomacht implizit einzelne Handlungen leitet und ihre Wirkung erst in der Rückkoppelung auf die Diskurs- und Machtverhältnisse erkennbar wird.

²²Die gegenwärtige Digitalisierung und Analyse von Massendaten wären hier weitere Schritte in einer Ausweitung der Ressourcen dieser Biomacht. Ein besseres Beispiel für Biomacht findet man kaum als die neuen Gesundheitsapps (Schrittzähler, Schlafzyklusmessung, Meditationsanleitung etc.), welche die physische (und teilweise psychische) Gesundheit großer Bevölkerungsteile fördern soll und dessen Stand misst und als Daten speichert. Hier zeigt sich auch, wie Biomacht und Disziplinarmacht ineinandergreifen: Von Seiten der Biomacht liegt der Fokus auf der gesamtgesellschaftlichen Steuerung der Gesundheit (die eine Grundlage für Arbeitsfähigkeit ist), von Seiten der Disziplinarmacht werden völlig neue Bereiche menschlichen Lebens überwachbar und überwacht.

das Sehen und das Sprechen immer schon zur Gänze von den Machtbeziehungen erfasst sind, die beides voraussetzen und aktualisieren.“ Die Macht „erzeugt Wahres als Problem“ (ebd.) – diese Erzeugung in Machtstrukturen sei jedoch nicht deterministisch zu denken, sondern produktiv und offen für diskursive Transformationen.

2.3.2 Gouvernamentalität: Von der Macht zum Subjekt

Foucaults frühere Werke befassen sich eingehend mit archäologischen Untersuchungen, Diskurstheorie sowie konstitutiven Randphänomenen der Gesellschaft, ehe er zunehmend sein Augenmerk auf Machtstrukturen und letztendlich auf die Konstitution von Subjektivität legte. Laut Sarasin (2001, 461) nutzte „Foucault [...] den Begriff der *gouvernementalité*, um die älteren Studien über die Macht [mit der] Theorie des sich selbst regierenden Subjekts miteinander verknüpfen zu können“ (zit. in: Ruffing 2010, 78). Foucault schrieb selbst über sein Werk: „Das umfassende Thema meiner Arbeit ist [...] nicht die Macht, sondern das Subjekt“ (2004, 270). Analog dient auch hier die Gouvernamentalität als strukturelle Brücke von den Machttypen zu Subjektivierungsformen.

Die bisher nur erwähnte Pastoralmacht bezeichnet bei Foucault meist religiös geprägte Machtssysteme, in welchen Machthalter direkt und individuell auf ihre Untergebenen einwirken und ihre Macht teilweise über eine Verantwortung für deren Wohl legitimiert wird. In den Bereich dieser Pastoralmacht fällt einerseits der widerspruchslöse Gehorsam der Untergebenen und andererseits die ausgelagerte Fürsorge für ihr individuelles göttliches Heil. Als Sinnbild der klassischen Pastoralmacht dient das Machtverhältnis des Pastors zu seiner Gemeinde. Foucaults Begriff „Gouvernamentalität“ bezeichnet eine Machttechnik aus der Tradition der christlichen Pastoralmacht, welche nach der Staatslehre und Polizeitheorie des 16. und 17. Jahrhunderts in neuer Form im 18. Jahrhundert etabliert wurde:

Foucault war der Auffassung, dass sich die Gouvernamentalität an die Pastoralmacht des Mittelalters anschloss, nur dass das Heil des Individuums nicht mehr jenseitig, sondern irdisch und in den Kategorien einer Bevölkerungspolitik – Gesundheit, Leben, Sicherheit, Produktivität, Reichtum – gefasst wurde. (Ruffing 2010, 79)²³

Gouvernamentalität beschreibt eine Strategie zur Führung Untergebener und hat als „Hauptzielscheibe die Bevölkerung, als wichtigste Wissensform die politische Ökonomie und als wesentliches technisches Instrument die Sicherheitsdispositive“ (Foucault zit. in: ebd. 78).

Vier Elemente der Gouvernamentalität sind in Bezug auf vorliegende Arbeit wesentlich. Erstens beschreibt Gouvernamentalität Machtverhältnisse aus allen Lebensbereichen. Sie modelliert nicht nur das Verhältnis des Staats zu Bürgerinnen und Bürgern, sondern jede Machtposition mit Untergebenen: Arbeitgeberinnen und Arbeitnehmerinnen, Lehrer und Schüler, Familienvorsitz-Familie, etc. Zweitens, sind die Mittel der Machtausübung selten direkter Zwang mittels Strafandrohung, sondern ein

²³In Folgenden wird auf Ruffing (2010) Bezug genommen, da dieser Foucaults Ausführungen zur Gouvernamentalität treffend aus verschiedenen Werken und gesammelten Notizen zusammenführt.

komplexes Netz aus Normen, Belehrung und Begünstigungen, welches meist implizit von allen Teilen des Systems getragen und perpetuiert wird:

Hinter dem Gesetz steht immer das Schwert. Eine Macht aber, die das Leben zu sichern hat, bedarf fortlaufender, regulierender und korrigierender Mechanismen. [...] Sie richtet die Subjekte an der Norm aus, indem sie sie um diese herum anordnet. [...] Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie. (Foucault 1983, 139)

Drittens, formt erfolgreiche Gouvernementalität Untergebene so, dass sie sich selbst führen. Damit schwinden direkter Widerstand und jene unmittelbare Lenkung, welche für eine umfassende und detaillierte Kontrolle der Bevölkerung notwendig wären, aber in gegenwärtigen westlichen Gesellschaften politisch nicht mehr legitimierbar sind. Viertens, werden nicht nur Machtinstitutionen, sondern auch die kollektiv perpetuierte Selbststeuerung auf eine Weise legitimiert, die mit Interessen der Untergebenen argumentiert, letztendlich jedoch der Machtposition selbst dienen: „Anstelle der Drohung mit dem Mord ist es nun die Verantwortung für das Leben, die der Macht Zugang zum Körper verschafft“ (ebd. 138).

Von Bedeutung ist im Kontext dieser Arbeit der Kommentar Ruffings, dass in Foucaults Gouvernementalität die Ökonomie, genauer der (Neo-)Liberalismus, eine zentrale Rolle spielt. Dieser tritt einerseits in Form von Wohlstand als ein Ziel erfolgreicher Gouvernementalität auf, und andererseits als dessen notwendige Beschränkung:

Diese Begrenzung staatlichen Handelns habe sich nicht aus juristischen Argumentationen [...] sondern aus Motiven der Nützlichkeit ergeben. [...] Foucault will darauf hinaus, dass die moderne Gouvernementalität flexibel auf historische Veränderungen reagiert. Je nach den Vorgaben wechsele sie zwischen Phasen, in denen das Individuum eng geführt wird, und Phasen, in denen sich der Staat wie im Neoliberalismus einer Regierung durch Individualisierung [...] bedient. (Ruffing 2010, 82)

2.3.3 Subjektivierung über Begehren

Wie im letzten Abschnitt erläutert, bilden die Analyse der Machttechniken und die Erarbeitung von Subjektivierungsformen parallele, zeitlich versetzte Forschungsrichtungen Foucaults. Seine Schriften zur Macht beinhalten kaum explizite Untersuchungen von Subjektivierungsformen, bilden aber einen Rahmen, auf welchen Elemente der später erarbeiteten Subjektivierungsweisen rekurrieren. Die vierbändige Reihe *Sexualität und Wahrheit* ist das Hauptwerk dieser späteren Schriften. Der erste Band, *Der Wille zum Wissen*, untersucht Sexualität bzw. das Sexualitätsdispositiv des 18. und 19. Jahrhunderts und verbindet Subjektivierungsform und Machtanalyse. Die restlichen drei Bände behandeln fast ausschließlich Subjektivierungsformen, von der griechischen Antike bis zum frühchristlichen Denken der Mitte des ersten Jahrtausends.²⁴ Insbesondere in diesen drei Bänden wird die Konstituierung des

²⁴Die Lücke zwischen dem fünften und 18. Jahrhundert schränkt auch die vorliegende Analyse ein. Da jedoch bis dato keine Fortführung von Foucaults Projekt besteht und eine eigene Rekonstruktion den Umfang dieser Arbeit sprengen würde, wird dieser Zeitraum ausgelassen. Dass damit wichtige diskursanalytische Veränderungen nicht miteinbezogen werden, sollte im weiteren Verlauf dieser Arbeit bedacht werden.

Subjekts über Zugang zum und Umgang mit eigenem Begehren verhandelt.²⁵ Für alle vier Bände gilt, dass Foucault weniger das Begehren und seine Formen selbst beleuchtet, sondern als die Art wie Begehren moralisch problematisiert wird. Hierbei ist eine dreiteilige Unterscheidung zwischen Moralcode, Moralverhalten und der Konstitution als Moralsubjekt zentral.

2.3.3.1 Moral und Subjektivierung

„Moralcode“ bezeichnet bei Foucault die Summe expliziter und impliziter Werte und Normen einer Gesellschaft, also deren moralische Verhaltensregeln (vgl. Foucault 1989a, 36). „Moralverhalten“ beschreibt das Verhältnis der Einzelnen zu diesem Moralcode, mit Foucaults Worten: „Wie und mit welchen Variations- oder Übertretungsspielräumen die Individuen oder Gruppen sich zu einem Vorschriftensystem verhalten“ (ebd. 36f). Die „Konstitution als Moralsubjekt“ ist komplexer und stellt die primäre Analyseebene Foucaults dar. Zusammenfassend beschreibt sie „die Art und Weise, wie man sich [in Bezug auf die Moralcodes, Anm. C.D.] führen und halten kann“ (ebd.), denn selten sind Verhaltensregeln spezifisch und konkret genug um Verhalten keinen Spielraum zu lassen.

Ausschlaggebend ist bei Foucaults Analyse der Subjektivierungsweisen das Verhältnis dieser drei Elemente: der moralischen Regeln, der Normeinhaltung durch den Einzelnen und insbesondere der Art wie dieser sich auf die Regeln bezieht und sein Verhalten gestalten. Statt die Moralcodes zu untersuchen – laut Foucault wären hier in der europäischen Kulturgeschichte ohnehin wenig wesentliche Veränderungen erkennbar – liegt Erkenntniswert darin zu vergleichen, wie sich ein Subjekt in Bezug auf die moralischen Codes selbst konstituiert:

Statt zu fragen, welche Code-Elemente das Christentum dem alten Denken entlehnen konnte und welche es von sich aus hinzugefügt hat, [...] sollte man sich fragen, wie unterhalb der Kontinuität [...] der Codes, die Formen des Verhältnisses zu sich und die damit verbundenen Selbstpraktiken definiert, modifiziert, umgearbeitet und diversifiziert worden sind. [...] Es geht also darum zu sehen, wie sich diese Subjektivierung vom klassischen griechischen Denken bis zur Konstituierung der christlichen Doktrin und Pastoral des Fleisches definiert und transformiert hat. (ebd. 44)

Foucault zergliedert diese dritte Ebene der Subjektkonstitution in vier Bereiche: Substanz, Unterwerfungsweise, Ausarbeitung und Teleologie (vgl. ebd. 37ff). Die *ethische Substanz* betrifft die Auswahl, welcher Teil oder Teile des Selbst (die Handlungen, die Gefühle, Gedanken, Ziele, etc.) moralisch relevant sind.²⁶ Die *Unterwerfungsweise* bezeichnet das Verhältnis Einzelner zur Norm, „die Art und Weise, wie das Individuum sein Verhältnis zur Regel einrichtet und sich für verpflichtet hält, sie ins Werk umzusetzen“ (ebd. 38). Diese Ebene inkludiert dessen Gründe gegebene Moralcodes umzusetzen, etwa aus Prinzip, Gemeinschaftsgefühl, etc. Die *ethische Ausarbeitung* bezieht sich auf

²⁵Foucault fokussiert seine Analyse des leiblich-affektiven Begehrens meist auf Sexualität und Ernährung, aber auch Vorstellungen und das Ausmaß an Bewegung und Betätigung. Vorliegende Arbeit abstrahiert davon und nimmt den impliziten Umgang des Subjekts mit Leiblich-Affektivem. Ohne Zweifel wäre eine Analyse ausgehend von anderen, in der europäischen Kulturgeschichte vernachlässigten, Aspekten der Leib- und Sinnlichkeit, etwa dem Hören oder Riechen äußerst spannend.

²⁶So ordnet Foucault der ethischen Substanz in der griechischen Antike die Selbstbeherrschung zu zwischen Handlung und Begehren zu vermitteln, während im Christentum Gedanken über Begehrliches auch ohne eine daraus resultierende Handlung Teil der ethischen Substanz sind (vgl. Foucault 1989a, 58f).

Techniken, oder allgemeiner die Art, wie man an sich selbst arbeitet, um in Übereinstimmung mit den Moralcodes zu handeln und sich als moralisches Subjekt nach bestimmten Vorstellungen zu formen.²⁷ Die *Teleologie* schließlich erfasst diese Vorstellungen, wie ein moralischen Subjekt zu sein hat und nach welchem Lebensentwurf die Arbeit an sich auszurichten sei.

Diese Vierteilung der moralischen Subjektkonstituierung findet sich in *Gebrauch der Lüste*, dem zweiten Band von *Sexualität und Wahrheit*, und strukturiert darin Foucaults Untersuchung der griechischen Antike. Der Aufbau des dritten und vierten Bands wird nicht von dieser Unterteilung, sondern von einer chronologischen Textanalyse bestimmt. Da diese Vierteilung jedoch eine übersichtliche Darstellung des Selbstbezugs der Einzelnen im Verhältnis zu ihrem Begehren ermöglicht, wird sie in Folgendem beibehalten. Aus den Bänden drei und vier wurden die jeweiligen Inhalte in Bezug auf diese Form extrahiert, werden jedoch hier aufgrund der Kürze dieser Arbeit nicht die angebrachte Nachzeichnung und kritische Beleuchtung erfahren können. Lediglich die zentralen Merkmale der verschiedenen Subjektivierungsweisen werden in Folgendem dargestellt, sowie jene Elemente von Foucaults umfassender Analyse, welche für ihr Verständnis relevant scheinen. Bei der Diskussion der unterschiedlichen Subjektivierungsformen wird das Augenmerk auf die Selbstpraktiken und den Zusammenhang von Subjekt und Wahrheit gelegt, welche im zweiten Teil dieser Arbeit relevant werden.

2.3.3.2 Moralcode und Moralverhalten

Foucault weist in seiner Analyse der Entwicklung der Subjektivierungsweisen von der griechischen Antike bis ins frühchristliche Mittelalter vermehrt darauf hin, dass sich die ersten zwei Ebenen, Moralcodes und Moralverhalten, kaum verändert haben. Die Verschiebung der Subjektivierungsweisen spielt sich auf der Ebene der Subjektkonstituierung ab: „Sie äußert sich nicht in Form eines enger angezogenen Codes, welcher die verbotenen Akte definierte, sondern in Form einer Intensivierung des Selbstbezugs, durch den man sich als Subjekt seiner Handlungen konstituierte (Foucault 1989b, 57).

Es geht nicht so sehr um eine Verschärfung des Kodexes noch um die strikere Zügelung [...]; es geht um eine andere Art von Erfahrung [...] die den Kodex auf eine neue Art zum Tragen brachte und ihn in einer ganz anderen Form im individuellen Verhalten Gestalt annehmen ließ. (ebd. 2019, 75ff)

Einige Themen, Prinzipien oder Grundbegriffe mögen sich in der einen wie in der anderen [griechischen und frühchristlichen Kultur, Anm. C.D.] finden; sie haben aber nicht denselben Platz und nicht denselben Wert. (ebd. 1989b, 19; vgl. 1989a, 56f; 2019, 74f)

Im Zuge dieser Arbeit wird daher nicht näher auf die konkreten, historischen Moralcodes und Aufzeichnungen zu Moralverhalten eingegangen. Betrachtet man die vier von Foucault unterschiedenen

²⁷In der griechischen Antike etwa sieht Foucault diese Arbeit an sich selbst als eine Übung in Selbstbeherrschung gegenüber dem begehrenden Teil seiner selbst, während in der christlichen Lehre andere Praktiken, wie Gewissensprüfung, Beichte und Enthaltensamkeit diese Funktion erfüllten (vgl. 1989a, 38f).

Bereiche moralischer Subjektivierung, so zeigen sich die Veränderungen der Subjektivierungsweise in der europäischen Kulturgeschichte deutlich.

2.3.3.3 Subjektivierungsform der griechischen Antike

Im zweiten Band von *Sexualität und Wahrheit, Der Gebrauch der Lüste*, analysiert Foucault die Subjektivierungsform der klassisch griechischen Antike anhand von Aufzeichnungen aus dem vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung, hauptsächlich ärztliche und philosophische Schriften zur guten Lebensführung (vgl. Foucault 1989a, 20).²⁸

Ethische Substanz

Die ethische Substanz, also jener moralisch relevante Teil des Selbst, besteht in der Vermittlung zwischen Begehren und Handlung, welches in Form von Selbstbeherrschung auf eine mehr oder weniger gelungene Selbstführung verweist (vgl. ebd. 58).²⁹ Begehren wird nicht als gegensätzlich zu moralischem Handeln eingestuft, sondern als neutraler Teil des Subjekts, welcher nur im Übermaß problematisch wird – wie in dieser Tradition jeder andere maßlos ausgelebte Teil des Selbst. Daraus folgt, dass ein übermäßig asketischer Umgang mit Begehren als ein Zeichen misslungener Selbstführung gilt, intensives Begehren hingegen, sofern es mit der nötigen Selbstbeherrschung verbunden ist, als Zeichen starker Selbstführung: „Der Mäßige ist nicht der, der keine Begierden mehr hat, sondern der ‚mit Maß‘ begehrt“ und die Selbstführung „hat umso mehr Wert, je gewaltsamer die Begierden sind, die sie beherrschen“ (ebd. 93; vgl. 59f). Dementsprechend sind Zurückhaltung und Enthaltensamkeit nicht um ihrer selbst willen erstrebenswert, sondern nur insofern sie als Mittel zu einem selbstgeführten und lustvollen Leben führen (vgl. ebd. 1989a, 74).

Ein zweites Kriterium bildet die in der Handlung vollzogene Aktivität oder Passivität, wobei die letztere mit individueller Autonomie unvereinbar ist (sofern ein erwachsener Mann die Handlung vollzieht). Zu präzisieren ist, dass Passivität nicht nur gegenüber Äußerem, sondern auch in Bezug auf das eigene Begehren zu denken ist (vgl. ebd. 113). „Der Exzess und die Passivität sind für einen Mann die beiden Hauptformen der Immoralität.“ (ebd. 64)³⁰ Der moralische Wert des Subjekts entstand nicht in der radikalen Ablehnung des Begehrens, sondern in der Auseinandersetzung damit.

²⁸Er bezieht sich hauptsächlich auf Texte von Platon, Aristoteles, Xenophon, Hippokrates und Diogenes Laertius, sowie auf Plutarch, Demosthenes, Isokrates und Aischines.

²⁹„Den Gegenstand der moralischen Reflexion über die sexuelle Lebensführung bildet für die Griechen nicht der Akt selbst (in seinen verschiedenen Modalitäten), nicht das Begehren (in seinem Ursprung und seiner Richtung) und nicht einmal das Vergnügen (mitsamt den Objekten und Praktiken, die es hervorrufen können) – sondern die Dynamik, die sie alle drei kreisförmig vereint (das Begehren, das zum Akt führt, der Akt, der mit Lust verbunden ist, und die Lust, die das Begehren weckt).“ (Foucault 1989a, 58). Da Foucault diese Dynamik auch auf andere Bereiche des Leiblich-Affektiven bezieht, kann man dabei „Akt“ verallgemeinert als eine Handlung aus Begehren verstehen.

³⁰Für Frauen galt hingegen Passivität als die moralisch richtige Art zu begehren, bzw. begehrt zu werden (vgl. 1989a, 63f). Abstrahiert man die moralischen Richtlinien für Frauen im Umgang mit Begehren, setzt die griechische Antike nicht so sehr die Aktivität als das moralische Kriterium, sondern die Übereinstimmung einer Handlung mit der Handlungsposition, also mit der gebotenen Haltung innerhalb einer naturalisierten Hierarchie. Betrachtet man nämlich andere Hierarchieverhältnisse, etwa die soziale oder ökonomische Position, sieht man eine ähnliche moralische Beurteilung von Aktivität/Passivität. Übernimmt eine Frau eine passive Rolle wird dies nicht problematisiert, aber ebenso wenig war es ein moralisches Problem, wenn ein

Unterwerfungsweise

Die Unterwerfungsweise der griechischen Antike weist laut Foucault eine lockere Verbindung des Individuums zur Norm auf. Moralcodes sind nicht verbindliche Gesetze, sondern Richtlinien des maßvollen Umgangs. Der Begriff *chrêsis aphrodisíon* benennt diesen als einen Gebrauch der Lüste. Relevant ist nicht die Existenz von Begehren – dieses wurde als menschliche Wesenheit angenommen (vgl. ebd. 68) – sondern dessen Gebrauch, gemessen an drei Kriterien: (1) das Verhältnis von Bedürfnis, Lust und Mäßigung,³¹ (2) der richtige Zeitpunkt für eine Handlung und (3) der soziale Status der Beteiligten (vgl. ebd. 72ff). Insbesondere im ersten Kriterium findet sich das Maß der Aktivität/Passivität wieder. Wichtiger als das Befolgen einer Regel, ist die aktive Auseinandersetzung mit einer gegebenen Situation, sowie die daraus resultierende, freie Handlungsentscheidung. Die allgemeinen Leitsätze müssen dabei anhand der Einschätzung des Einzelnen der individuellen Situation angepasst werden (vgl. ebd. 72). Anzustreben ist in dieser Unterwerfungsweise also nicht vorrangig die Übereinstimmung mit vagen Leitsätzen, sondern die Umsetzung autonomer Selbstführung.

Arbeit an sich selbst

Die moralische Ausarbeitung nimmt in der griechischen Antike die Form einer stetigen Übung zur Stärkung der Seele in Selbstführung und Selbstbeherrschung an. Die Selbstpraktiken wirken jedoch nur indirekt auf die Seele (anders als im frühchristlichen Denken) und ähneln eher den körperlichen Übungen von Athleten oder Kriegern. Ziel sei die Einübung eines bestimmten Verhaltens, um dadurch die Selbstbeherrschung gegenüber dem begehrenden Teil seiner selbst zu stärken (vgl. ebd. 90). Foucault analysiert *enkráteia* (ebd. 85), einen Begriff, der diese Form der aktiven Selbstbeherrschung beschreibt. „Im Bereich der Lüste gilt die Tugend nicht als ein Zustand der Reinheit, sondern als ein Verhältnis der Herrschaft, eine Beziehung der Meisterung“ (ebd. 93). Ein solches Herrschaftsverhältnis mit sich selbst zieht eine Trennung durch das Subjekt, indem es der Seele den Körper und sein Begehren entgegensetzt. Eine solche Scheidelinie findet Foucault nicht nur bei Platon und Aristoteles theoretisch umfassend erarbeitet, sondern auch in den Schriften anderer vorausgesetzt.³² Die griechischen Selbstpraktiken (neben körperlichen Übungen noch Diäten, Meditation und Gewissensprüfung) sollen die Seele für die Herrschaft über den Körper und danach über andere Mitglieder der Gemeinschaft stärken (vgl. ebd. 101).

passiver Partner gleichen Geschlechts sozial deutlich niedriger gestellt war – etwa aufgrund des Alters oder der Stellung als Sklave (vgl. 1989a, 82f, 225f, 261ff; 1989b, 49).

³¹Auch hier besteht eine Verbindung von Begehren und Natürlichkeit. Sofern die Erfüllung eines Begehrens nicht über eine als natürlich anerkannte Schwelle hinaus geht, bleibt sie sowohl im Bereich der moralischen Mäßigung als auch im Bereich lustvoller Lebensführung. Dies sei „eine Kunst, eine Praktik der Lüste, die sich derjenigen Vergnügungen zu bedienen versteht, die auf dem Bedürfnis beruhen, und damit sich selber zu beschränken weiß“ (Foucault 1989a, 76).

³²Begehren der Seele werden dabei unter anderen Begriffen verhandelt. So sind etwa Liebe, Streben nach Weisheit oder Glückseligkeit zwar Begehren der Seele, aber außerhalb moralischer Bestimmungen, insofern sie kein Übermaß kennen und erst durch Selbstführung zu erreichen, also Ziele und nicht Mittel sind. Auch beim sinnlichen Begehren gibt es nach Foucault Abstufungen nach moralischem Wert: problematisiert werden jene Sinne mit taktilem Empfindung (Tast- und Geschmacksinn).

Teleologie

Die griechische Teleologie des Subjekts des Begehrens ist nach Foucault dreiteilig. Sie wurde „für den freien Mann als das Verhältnis zwischen der Ausübung seiner Freiheit, den Formen seiner Macht und seinem Zugang zur Wahrheit problematisiert“ (ebd. 318). Ausgerichtet auf souveräne Selbstführung und Freiheit im Sinne der unabhängigen Machtausübung gegenüber sich und anderen, soll sie nach Maßstäben der Schönheit und natürlichen Ordnung stilisiert sein. Die Ausgestaltung einer solchen Existenz blieb dem Einzelnen überlassen (vgl. ebd. 105). „Schematisch könnte man sagen, dass die Moralreflexion der Antike über die Lüste nicht auf eine Kodifizierung der Akte und nicht auf eine Hermeneutik des Subjekts abzielt, sondern auf eine Stilisierung der Haltung und eine Ästhetik der Existenz.“ (ebd. 1989a, 122)

Neben (Selbst-)Beherrschung und Freiheit bildet der Zugang zur Wahrheit die dritte Ausrichtung dieser Teleologie.³³ Kennzeichnend ist Foucaults Analyse von Platons Schriften über das Begehren als ein wahrheitsstrebendes Vermögen der Seele. Man könnte hier bereits eine Ähnlichkeit mit dem Erkenntnisstreben der frühchristlichen Gewissensprüfung sehen. Zwei Unterschiede schränken den Vergleich jedoch ein. Die bei Platon angestrebte Wahrheit ist keine Einsicht in das Innere des Subjekts (und definitiv nicht in dessen Sündhaftigkeit), sondern die Ideenschau einer dem subjektiven Inneren äußeren Wahrheit.³⁴ Überdies vollzieht sich das Streben nach Wahrheit nicht mittels einer Ausmerzungen, sondern durch Auseinandersetzung und Überschreitung des Körperlichen; nicht im „Ausschluss des Körpers“ sondern dadurch, dass die wahrheitsstrebende Liebe, die sich im Begehren ausdrückt „durch die Erscheinung des Objekts hindurch Bezug zur Wahrheit“ nimmt (ebd. 302). Im Unterscheid zur frühchristlichen Subjektivierungsform nimmt „dieses Verhältnis zum Wahren nie die Form einer Dechiffrierung seiner durch sich und einer Hermeneutik des Begehrens“ an (ebd. 1989a, 117).

2.3.3.4 Subjektivierungsform des Hellenismus

In *Sorge um Sich*, dem dritten Teil von *Sexualität und Wahrheit*, untersucht Foucault Verschiebungen der Subjektivierungsweisen in griechischen und lateinischen Schriften des ersten und zweiten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung.³⁵ Im Sinne der Subjektkonstituierung innerhalb konkreter historischer Machtstrukturen erwähnt Foucault, wenn auch nur beiläufig und einführend, Verschiebungen dieser Strukturen in den ersten zwei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, etwa die Transformation autonomer Stadtstaaten zu größeren administrativen Entitäten und die damit einhergehende Ersetzung traditioneller Aristokratie durch Verwaltungshierarchien. Diese hätten das öffentlich-politische Leben zurückgedrängt und Einzelne in Machtstrukturen gerückt, in welchen diese

³³Der altgriechische Begriff *sophrosýne*, welchen man sowohl mit „Mäßigung“ als auch mit „Weisheit“ übersetzen kann, bezeugt die innige Verstrickung von Moral und Erkenntnis (vgl. Foucault 1989a, 51; 114-117).

³⁴Die Gemeinsamkeit bleibt, dass jeweils etwas hinter der scheinbaren Realität des Subjekts erkannt werden soll: bei Platon die Erkenntnis der Idee, im Frühchristentum die Einsicht ins eigene Gefallen- oder Erlöst-Sein.

³⁵Foucault bezieht sich darin auf Schriften von Soranus, Rufus von Ephesos, Musonius, Seneca, Plutarch, Epiktet und Marc Aurel, sowie Galen, Cicero, Epikur und Athenaios.

über Untergebene regieren und zugleich von Höhergestellten regiert werden (vgl. Foucault 1989b, 110ff; 116f). Foucault widerspricht geschichtswissenschaftlichen Thesen, welche allein diese Verschiebung als Ursache ideologischer und sozialer Veränderungen festmachen,³⁶ beschreibt jedoch das Neue der hellenistischen Subjektivierungsform unter anderem in Hinblick auf die Prägung äußerer Veränderungen auf die Bewegungen des Innen: die neuartige „Betonung all dessen, was dem Individuum dazu verhilft, seine Identität an seinen Stand und dessen sichtbare Bekundung zu binden“ sowie die gleichzeitige

Einstellung, wonach das, was man ist, in ein reines Verhältnis zu sich selber zu binden ist [...] sich als Subjekt seiner eigenen Handlungen zu konstituieren und zu erkennen – aber diesmal nicht durch ein System von Zeichen, die Macht über andere markieren [wie in der griechischen Antike, Anm. C.D.] sondern durch eine Beziehung, die so unabhängig wie möglich vom Stand und dessen äußere Formen ist, da sie nur auf der Souveränität ruht, die man über sich selbst ausübt (ebd. 115f).

Betrachtet man Foucaults Ausarbeitung mit seiner Verteilung von ethischer Substanz, Unterwerfungsweise, Arbeit an sich und Teleologie, erkennt man dies auch in folgenden Veränderungen.

Ethische Substanz

Bezüglich der ethischen Substanz, also dem moralisch problematisierten Aspekt des Selbst, erarbeitet Foucault in *Sorge um Sich* zwei Bereiche, welche im Hellenismus in neuem Ausmaß Aufmerksamkeit erhielten: der Körper sowie Beziehungen zum Selbst und zum (Ehe-)Partner. Wegen der Kürze und des Schwerpunktes dieser Arbeit wird im Folgendem auf den Körper und den Selbstbezug eingegangen, während Aspekte der zwischenmenschlichen Beziehungen nur dort aufgegriffen werden, wo sie für erstere relevant scheinen.³⁷ In Hinblick auf den Körper und die Beziehung zu sich spielen Handlungen

³⁶„Die Angst vor einem übergroßen Universum, das seiner grundlegenden politischen Gemeinschaften verlustig gegangen ist, könnte durchaus ein Gefühl sein, das man den Menschen der griechisch-römischen Welt rückblickend unterschoben hat.“ (Foucault 1989b, 111)

³⁷Ein kurzer Abriss um die von Foucault in allen vier Bänden ausführlich erarbeitete Beziehungsebene schemenhaft in folgenden Ausführungen mitdenken zu können: In der griechischen Antike weise die Ehebeziehung Gatte-Gattin Parallelen zum Verhältnis Bürger-Polis auf (die Gattin als Oberhaupt des *oikos*, der Mann als politische Figur der *polis*) und die Ehe wirke als pädagogisches Team, in welchem der Gatte, ähnlich der Erziehung von Jungen für die Bürgerschaft, seiner Gattin die notwendigen Führungskompetenzen für die spätere Alleinführung des *oikos* vermittelt. Im Hellenismus werde vermehrt eine emotionale Dimension der Ehegatten thematisiert, welche sich über gebotenen Respekt hinaus als Wohlwollen, Bindung und gemeinsames Glück gestalte. Foucault zitiert dabei Schriften über Sehnsucht abwesender Partner und vermehrte Rücksicht auf die emotionale Wirkung eigener Handlungen auf die/den anderen; Ehebruch des Gatten werde beispielsweise nicht mehr nur wegen Standesfragen des anderen Manns oder als Verschwendung eigener Kraft, sondern als emotionale Kränkung der Gattin verboten. Im frühchristlichen Mittelalter bestünden diese Elemente natürlicher Ungleichheit, Unterweisung der Gattin durch den Gatten, sowie die wohlwollend affektive Bindung weiterhin (vgl. Foucault 2019, 349f; 358f). Die Ehe trete jedoch nun als natürliche und gottgewollte Form menschlicher Beziehung und als gemeinsames Streben nach einem gottgefälligen Leben auf (vgl. ebd. 348). Sie legitimiere Begehren als Mittel „den leiblichen Begierden Grenzen zu setzen“ (ebd. 365). Neu sei die zugrundeliegende Eigentumsvorstellung, in welcher für beide Ehepartner das Recht auf den sexuellen Gebrauch des anderen Körpers besteht, um die eigene Lust zu befriedigen um nicht moralisch verwerflicheren sexuellen Praktiken zu verfallen (vgl. ebd. 368). Foucault sieht in dieser Epoche die Ausarbeitung eines komplexen, umfassenden und differenzierten Kodex der Verrechtlichung ehelicher Beziehungen (vgl. ebd. 376). Im ersten Band von *Sexualität und Wahrheit* finden sich Ausführungen über die moderne Funktion der Ehe und Kleinfamilie, welche in gegenwärtiger Gesellschaftskritik oft Niederschlag finden, etwa ihre Produktivitätssteigerung durch unbezahlte Haus- und Erziehungsarbeit von Frauen. Für Folgendes sollte bedacht werden, dass die Gestaltung partnerschaftlicher Beziehungen (sowie zwischenmenschlicher Beziehungen allgemein, also auch des Selbstverständnisses in Freundschaft, Elternschaft, Bürgerschaft, Feindschaft, etc.) nicht getrennt von der Beziehung zu sich und der Beziehung zum Körper gedacht werden können. Insbesondere dieser Aspekt wird von Ehrenberg in seiner Analyse der Psychogenese des modernen Individuums in Form von Narzissmus und Abhängigkeitsphänomenen aufgenommen (siehe 3.5).

und der darin liegende Grad an Souveränität und Selbsterkenntnis weiterhin eine wichtige Rolle. Was jedoch hinzukommt ist der Blick auf mögliche Rückwirkungen dieser Handlungen auf die Gesundheit des Körpers, vorwiegend aus der Problematisierung des leiblichen Begehrens (vgl. Foucault 1989b, 60). In seiner Gebrechlichkeit gedacht, wird er Gegenstand umfassender und kleinteiliger Untersuchungen, sodass etwa dessen Funktionieren nicht selbstverständlich, sondern Resultat wachsender und wiederholter Pflege ist. Gleichzeitig verschiebt sich die Stellung der Seele gegenüber dem Körper: Dieser wird nicht mehr als ihr (idealerweise) unterlegen und gehorsam konzipiert, sondern erhält eine positive Eigengesetzlichkeit (vgl. ebd. 176). Die Seele behält ihre Position als Lenkungsinstanz, verliert aber ihre Urteilsfähigkeit an den Körper: da sie drohe ihn von seinen natürlichen und gesunden Bedürfnissen abzulenken, sollte sie sich selbst nach dessen natürlicher Vernunft ausrichten.

Es geht also bei der Diät nicht darum, einen Kampf der Seele gegen den Körper anzufachen, auch nicht darum, Mittel zu erstellen, durch die sie sich gegen ihn verteidigen könnte; vielmehr soll sich die Seele selbst berichtigen, um den Körper nach einem Gesetz lenken zu können, welches sein eigenes Gesetz ist. [...] Die freiwillige Unterwerfung unter den Körper muss verstanden werden als das Horchen auf eine Vernunft, die der natürlichen Ordnung vorausging und die zu ihren Zwecken die Mechanik des Körpers eingerichtet hat. (ebd. 176ff)

In dieser neuen Selbstsorge ist der Mensch, wenn auch selten explizit, körperliches Wesen; sein Körper ist die Hauptfläche ethischer Substanz, Anlass moralischer Problematisierung und Quelle seiner Zerbrechlichkeit.³⁸

Unterwerfungsweise

In der Unterwerfungsweise, also dem Bezug der Einzelnen zur Norm, sieht Foucault im Hellenismus eine Ausdifferenzierung und zunehmende Strenge der zuvor vagen Empfehlungen, die den Interpretations- und Gestaltungsspielraum Einzelner einschränken. Mit einem zusehends umfassenden Kodex spezifischer Regeln schwindet der individuelle Gebrauch der Lüste zugunsten einer Unterwerfungsweise, welche sich in der Befolgung oder Anwendung eines „Regimes“ äußert (vgl. Foucault 1989b, 163).³⁹

Arbeit an sich selbst

Die ethische Ausarbeitung des Hellenismus fasst Foucault mit der titelgebenden Phrase einer „Sorge um sich“. Objekt ist das Selbst in seiner Leiblichkeit, statt der antiken Haltung gegenüber der Gemeinschaft; die Art der Zuwendung ist die einer Sorge, statt einer Herrschaft über sich und andere. Die konkrete Umsetzung einer solchen Zuwendung ist hier lediglich in zwei Aspekten in Hinblick auf

³⁸Explizit zeigt sich dies nach Foucault etwa bei jenen Autoren, welche menschliche Moralität über Tieranalogien erörtern: Im Sinne des Subjekts als körperlichem Wesen, stellen Tiere im Hellenismus nicht mehr bzw. noch nicht wieder eine entwertete Abgrenzung zum Menschen da, sondern vielmehr dessen Vorbild. Die tierische Bedürfnisbefriedigung kenne in ihrer Natürlichkeit kein Übermaß (an Handlungen oder Vorstellungen) und gelte als Vorbild für einen sorgsam und unschädlichen Umgang mit leiblichen Begehren (vgl. Foucault 1989b, 182ff).

³⁹Kurz, und außerhalb Foucaults Terminologie, könnte man diese Veränderung als die Verschiebung von einer Tugend- zu einer Pflichtmoral beschreiben.

die weiteren Ausführungen spannend. Erstens, weil die Selbstpraktiken dieser Sorge modernen Lebensführungspraktiken ähneln: Körperpflege und Gesundheitsregeln, physische Übungen, maßvolle Befriedigung der Bedürfnisse, Meditationen (vgl. Foucault 1989b, 71) sind uns wohlbekannte propagierte Ratschläge der Lebensführung. Zweitens ist das Kriterium zur moralischen Beurteilung einer Handlung im Hellenismus wie heute die Gesundheit (vgl. ebd. 156-169).⁴⁰

Teleologie

Worauf sind diese Selbstpraktiken ausgerichtet und auf welche moralische Seinsweise verweisen sie? Nach Foucault überdauern in der hellenistischen Teleologie die griechischen Ziele der Souveränität und des Erkenntniszugangs, finden aber eine andere Interpretation. Die Souveränität der moralischen Selbstkonstituierung ist eine andere als in der Antike und ebenso unterscheidet sich das hellenistische Verhältnis von Selbstbezug und Wahrheit von dem antiken davor und dem frühchristlichen danach. Foucault analysiert dazu im zweiten und dritten Band von *Sexualität und Wahrheit* die Erkenntnislehre Platons und die Übungen der späten Stoiker auf ihre Relevanz für die jeweilige Subjektivierungsweise. Unter Verzicht auf eine durch Vereinfachung verzerrte Zusammenfassung dieser Ausführungen stellt folgende Darlegung diese Veränderung nur sinnbildlich dar. In Platons Erkenntnislehre ermöglicht die Schau der Seele den Zugang zu einer Wahrheit jenseits der materiellen Welt und den Begrenzungen des Selbst. In den Erprobungsverfahren der späten Stoiker ist hingegen „eine ganze Kunst der Selbsterkenntnis [...] entstanden, mit genauen Vorschriften, mit ausgeprägten Prüfungsformen und festgelegten Übungen“ (Foucault 1989b, 81), welche die eigene Tugend fördern und ein tägliches Urteil über den Fortschritt der Erfüllung selbstgesetzter Ziele ablegen sollen. Dieser neue Zugang „versetzt die Frage nach der Wahrheit – der Wahrheit dessen, was man ist, dessen, was man tut, und dessen, was man zu tun vermag – ins Zentrum der Konstitution des Moralsubjekts“ (ebd. 93). Hervorzuheben ist, dass nun weniger die Erkenntnis der Wahrheit, als die Erkenntnis der Wahrheit *des Subjekts* zentral ist.

2.3.3.5 Subjektivierungsform des frühen Christentums

In *Die Geständnisse des Fleisches* widmet sich Foucault den Veränderungen der Subjektivierungsweise in frühchristlichen Texten des dritten bis fünften Jahrhunderts.⁴¹ Dieser vierte Band von *Sexualität und Wahrheit* wurde wegen Foucaults frühen Todes nicht fertiggestellt und aufgrund seiner testamentarischen Verordnung erst 2018 aus Manuskripten veröffentlicht (2019 in deutscher Übersetzung). Die vom französischen Foucault-Spezialisten Frédéric Gros herausgegebene

⁴⁰Ob etwas der Gesundheit förderlich oder abträglich ist, wurde und wird durch ein komplexes Netz individueller Faktoren bestimmt, die Gefahren und Nutzen je nach Konstitution, körperlichem Zustand und äußeren Umständen bestimmen. Man denke dabei etwa an jene Lehren der modernen Diätologie oder Sportwissenschaft, die verschiedene Diäten und Sportarten für unterschiedliche Körpertypen festlegen. Ein Kriterium, welches im Hellenismus (wie auch in der griechischen Antike) jedoch höchst relevant war, heute jedoch kaum Beachtung findet, ist *kairos*, der gelegene Zeitpunkt einer Entscheidung oder Handlung.

⁴¹Hier analysiert er unter anderem Schriften von Clemens von Alexandrien, Tertullian, Hippolytus, Ambrosius, Seneca, Cyprian und Augustinus. Vermutlich der Unvollständigkeit des vierten Bandes geschuldet sind diese Texte wenig abstrahiert und systematisiert aufbereitet. Zur nachträglichen Systematisierung und ihrer Nachvollziehbarkeit holt der folgende Abschnitt weiter aus und bezieht vermehrt Zitate ein.

Fassung greift auf Foucaults handschriftliches Manuskript und auf ein von seinem Assistenten angefertigtes und noch von Foucault editiertes Typoskript zurück (vgl. Foucault 2019, 15).

Ethische Substanz

Umfasste in der hellenistischen Epoche die ethische Substanz neben Handlungen auch den Körper und seine Gesundheit, so zeichnet Foucault eine zusätzliche Ausweitung im frühen Christentum der darauffolgenden Jahrhunderte nach. Unter der neuartigen Prämisse einer allwissenden Gottesinstanz wurden nicht mehr nur öffentliche Handlungen und die Materialität des Körpers, sondern auch private, der Gemeinschaft verborgene Handlungen sowie der immaterielle Bereich individueller Gefühle, Vorstellungen und Gedanken problematisiert. Charakteristisch ist letztere für sich, und nicht lediglich aufgrund ihrer möglichen Handlungskonsequenzen, zu problematisieren (vgl. ebd. 1989a, 58f). Zusätzlich umfasst die ethische Substanz des frühen Christentums nicht nur Bewusstes, sondern bezieht nun auch Träume, unwillkürliche Körperbewegungen und unerklärte Antriebe mit ein. Damit konzipiert das frühe Christentum einen neuen Bereich eines verborgenen, „wahren“ Inneren, welcher Ursprung eigener Gedanken und Gefühle ist.⁴² Überdies findet eine Hierarchisierung der moralischen Substanz statt: Johannes Cassianus (Johannes von Massilia) etwa beschreibt als einfachste Stufe der Tugendhaftigkeit die Hemmung der Affekte, als zweite die Kontrolle der Vorstellungen, drittens die selektive Wahrnehmung; gefolgt werden diese vom geregeltem Denken und abgeschlossen mit einer Kontrolle der nicht-bewussten und nicht-steuerbaren Ebenen, etwa des Traums und Schlafes (vgl. ebd. 2019, 320f). Neben dieser Ausweitung findet eine zeitliche Ausdehnung der ethischen Substanz über die Gegenwart hinaus statt: Der vergangene Lebenslauf gewinnt moralische Bedeutung, sowie die Zeitspanne vor und nach der einzelnen Existenz. Das bekannteste Beispiel dafür ist die Erbsünde, welche, vor der Einzelexistenz stehend, die prinzipielle Verführbarkeit aller Menschen und die Möglichkeit zukünftiger Vergehen bedingt und damit die Notwendigkeit gegenwärtiger Selbstpraktiken begründet.⁴³

Unterwerfungsweise

In der antiken Unterwerfung unter die Norm steht die individuelle Auslegung allgemeiner Leitsätze der Souveränität und Herrschaft; hellenistisch bilden differenzierte Gesundheitsregeln einen sorgsam und wachsamem Umgang mit sich selbst. In der frühchristlichen Subjektivierungsweise prägt sich laut

⁴²Kritisch müsste man hier auf frühere Konzepte nicht-bewusster Anteile des Menschen eingehen. Wenn diese das nicht Bewusste auf eine äußere Instanz zurückführen (göttliche Eingebung, Geisterbeseelungen, etc.), dann stellt die frühchristliche Tradition einen Bruch dar. Die Möglichkeit des Bösen im verborgenen Inneren wird zwar auch auf eine überirdische Instanz zurückgeführt (den Teufel), aber nicht als reine Besessenheit, sondern geht von der prinzipiellen und wesenhaften Sündhaftigkeit des Menschen als Teil seiner Identität und Wahrheit aus.

⁴³Eine zeitliche Ausweitung besteht gewissermaßen auch in früheren Epochen. Zukünftiges war in der Antike etwa insofern relevant, dass die personale Ehre nach dem Ableben Referenzpunkt moralischer Beurteilung war. Ebenso spielten vorgeburtliche Ereignisse eine ausschlaggebende Rolle für den Einzelnen, man denke an das Familienschicksal Ödipus/Antigone. Ein Unterschied scheint augenfällig: Zentral ist in der Antike nicht das an Familiengeschlechter gebundene Schicksal, sondern die individuelle Konfrontation damit, während die Erbsünde des Christentums auf alle Menschen gleichermaßen wirkt und nicht auf eine Annahme des, sondern einen Kampf gegen das Schicksal hinausläuft.

Foucault ein neuer Zugang, welcher näher an die alltägliche Bedeutung der „Unterwerfung“ rückt. Diesem zugrunde liege eine Entwicklung, die bereits in der hellenistischen Gesundheitspraxis angelegt sei: die Entstehung eines komplexen und umfassenden Kodex, welcher die Verselbständigung der Moralcodes über die moralische Selbstkonstitution vorantreibt (vgl. Foucault 1989a, 42f; 1989b, 215). Neben der Ausdifferenzierung allgemeiner Vorschriften schwinde die vorherige Uneindeutigkeit der Facetten moralischer Substanz (die je nach Maßhaltung gut oder schlecht sein konnten) zugunsten einer klaren Trennung zwischen moralisch gut und moralisch schlecht. Hervorzuheben ist, dass hierbei nicht nur bestimmte Handlungen oder Gedanken, sondern auch ganze Bereiche des Selbst potenziell als moralisch verwerflich beurteilt werden, etwa alle leiblichen Begehren. Diese erhalten ihre Verwerflichkeit nicht mehr erst durch Maßlosigkeit und sollen daher nicht mehr in die Lebensführung integriert, sondern radikal ausgemerzt werden – auch wenn sie weiterhin als Teil der menschlichen Naturanlage gelten (vgl. ebd. 2019, 316). Die antike Unterscheidung Aktivität-Passivität wird im Frühchristentum durch die Dualität Führung-Gehorsam ersetzt. Foucault bezieht sich in seiner Analyse auf neuentstehende Mönchsgemeinschaften, in welchen sich diese Unterwerfungsweise paradigmatisch entwickelt habe. Er sieht in den Anleitungen Cassians oder Hieronymus eine umfassende Abrichtung auf globalen und formellen Gehorsam als Selbstzweck der Demut.⁴⁴ Zugrunde liegt das Menschenbild eines Führungsbedürftigen, welcher sonst aus Nachlässigkeit oder Übertreibung, jedenfalls aber wegen der Täuschungsanfälligkeit seines Urteils, irrt. „Der Mensch ist grundsätzlich heteronom und darf sich niemals auf sich selbst berufen, um das Maß für sein Verhalten zu bestimmen.“ (ebd. 182) Begründet wird die prinzipielle Fehlbarkeit nicht mit skeptischen Argumenten (wie beim antiken Phyrron von Elis oder hellenistischen Sextus Empiricus), sondern mit der Prämisse einer Erbsünde, durch welche das Böse im Menschen verankert wurde, fortwährend disruptiv wirkt und von diesem nicht mehr klar vom Guten unterschieden werden kann (vgl. ebd.) Die Notwendigkeit dieses Gehorsams wurde universell gedacht, verlangt also auch von jenen Gehorsam, denen andere untergeben sind: Alle waren „einer einheitlichen, kohärenten, autoritären und allen gleich auferlegten Moral“ unterworfen (ebd. 1989a, 31). Charakteristisch an diesem Gehorsam ist, dass er sich nicht in einer Übereinstimmung von Handlung und Regeln zeigt, sondern in der Handlungsstruktur selbst: Handlungsleitend darf nicht der eigene – fehlbare – Wille sein, sondern der Gehorsam gegenüber der Anordnung anderer.⁴⁵

⁴⁴*Global* insofern alle Bereiche der menschlichen Existenz zu allen Zeiten dem Gehorsam unterliegen müssen. *Formell* insofern lediglich die Form – das Gehorchen selbst – ausschlaggebend ist, während die konkreten Inhalte, welche Handlungen zu welchen Zwecken verlangt werden, irrelevant sind (vgl. Foucault 2019, 169ff). Gehorsam in früheren Epochen beschreibt Foucault dagegen nicht als Selbstzweck, sondern als Mittel zur (Wieder-)Erlangung der eigenen Selbstführung, etwa in Form der Unterweisung von Schülern: „Der Gehorsam, den man den Mönchen auferlegt, verspricht ihnen nicht die Herrschaft über sich selbst, sondern eine Demut, die nichts anderes ist als der verstetigte Zustand des Gehorsams, als ständige Verfügbarkeit für alle anderen und fortwährendes Verhältnis zu sich selbst.“ (ebd. 174)

⁴⁵Dies zeigt sich besonders klar in den mönchischen Gehorsamsproben, in welchen der Verzicht auf den eigenen Willen so automatisiert sein sollte, dass selbst bei absurden und sofortigen Anforderungen kein Zögern oder Protest entsteht (vgl. Foucault 2019, 171f). Aufgrund dieser Ausarbeitung der ethischen Praktiken über den absoluten Gehorsam werden kaum weitere Handlungsanleitungen erarbeitet. Da alle Handlungen bereits vom Gehorsam kontrolliert werden, wäre dies überflüssig. Es bleibt für als Bereich der *Selbst*praktiken vielmehr der Raum der Gedanken, Vorstellungen und Gefühle, welche noch nicht dem äußeren Gehorsam unterworfen sind, offen.

Arbeit an sich selbst

Mit den Verschiebungen der ethischen Substanz und Unterwerfungsweise bilden sich neue Selbstpraktiken, die in folgenden drei Themenkomplexen besprochen werden: (1) die Buße, die Beichte und das Geständnis, (2) neue Formen der Gewissensprüfung und (3) der asketisch-enthaltsame Lebensstil.

Foucault führt die Entstehung der *Bußpraktik* auf die Ausbreitung der christlich-religiösen Glaubensgemeinschaften und deren Aufnahmeritual der Taufe zurück. Im zweiten und dritten Jahrhundert stellte die Taufe eine einmalige und einfache Praktik dar, um neu in das Christentum Eintretende von früheren Vergehen zu reinigen, ihnen die Einsicht Gottes zu vermitteln und sie als Christen zu distinguieren (vgl. Foucault 2019, 79). Insofern stellte die Buße einen singulären, transformativen Erkenntnisakt dar, welcher Zugang zur Wahrheit, Selbsterkenntnis und Erlösung unmittelbar und direkt miteinander verbindet (vgl. ebd. 83f). In den darauffolgenden Jahrhunderten löste sich mit der Ausbreitung des Christentums diese einmalige und unmittelbare Vergebung und ihr Zugang zur Wahrheit von der Buße ab und verschob sich auf eine posthume göttliche Gnade für eine lebenslange Haltung der Demut (vgl. ebd.). Dies änderte die Funktion der Buße und die dafür verlangte lange und strenge Vorbereitung:

Ab ihren vortauflichen Formen tritt die Buße als jene Form der Übung von sich an sich auf, die mit dem gesamten Leben eines Christen einhergehen muss. (ebd. 95) Die Vorbereitung auf die Taufe reinigt [...] indem man nicht nur diejenigen [Sünden, Anm. C.D.] bereut, die man begangen hat, sondern indem man zu sich selbst eine Beziehung der ständigen Furcht vor sich selbst aufbaut. (ebd. 91)

Die Buße als Lebenspraxis der frühchristlichen Selbstkonstitution umfasste dann neben der wiederholten Selbstidentifikation als Sünder diverse Praktiken der Entsagung (Diäten, Nachtwachen, Gebete), welche im lebenslangen Kampf gegen den weltlichen Tod und die eigene Sterblichkeit wappnen sollen (vgl. ebd. 111). Anzumerken ist, dass diese Verschiebung auf einen geistigen Kampf um Unsterblichkeit nach einem entsagenden irdischen Leben, dem Subjekt in seiner Arbeit an sich selbst durchaus einen hohen Stellenwert beimisst. Ähnlich zur Entstehung der Bußpraktik verortet Foucault auch die Entstehung der christlich-religiösen Beichte und des Geständnisses.⁴⁶ Anfangs dienten sie der Einschätzung des Vorbereitungsfortschritts der Taufanwärter und Taufanwärterinnen, später spielten beide in der dreiteiligen Rekonziliation von Sündern eine Rolle. Die *Beichte* als erster Schritt sollte als einfache Befragung der religiösen Instanz ermöglichen, das Ausmaß des Vergehens abzuwägen und eine angemessene Bußvorgabe festzulegen.⁴⁷ Foucault ordnet im ersten und zweiten Jahrhundert dem zweiten Schritt die größere Bedeutung bei: die ostentativ emotionale Verkündung der Reue, welche als öffentliche Präsentation wichtiger gewesen sei als ein privater Prozess verbaler Selbstäußerung. „Der Büsser muss weniger >wahr-sprechen< über das, was er getan hat, als >wahr-machen<, indem er

⁴⁶Er sieht Spuren einer solchen „Wahrsprechung“ in früheren Traditionen, etwa die möglichst detaillierte Auflistung der Befindlichkeit und Gewohnheiten von Patienten für die antike ärztliche Anamnese (vgl. Foucault 2019, 142). Foucaults Beschreibung der Beichte des Hl. Hippolytus etwa ähnelt dieser früheren Form der einfachen Selbstbeschreibung, die sich von späteren Beichtpraktiken in ihrer performativen und subjektivierenden Wirkung unterscheidet.

⁴⁷Wie anders diese frühe Form der Befragung von späteren ist, wird u.a. dadurch deutlich, dass nicht nur eine deskriptive Selbst- sondern auch eine Fremdeinschätzung durch Familie und Nachbarn üblich war.

manifestiert, was er ist.“ (vgl. ebd. 139) Als letzter dieser drei Schritte sollte ein *Geständnis* begangener Vergehen die reuevolle Haltung erneut bezeugen, ging dabei jedoch kaum über eine Tatbeschreibung hinaus (vgl. ebd. 98ff). Erst im Zuge des dritten und vierten Jahrhunderts wandelte sich die Konzeption der Wirkkraft dieses dritten Schritts der Geständnispraktik zu einem performativen Sprechakt (vgl. ebd. 192f). Das Geständnis sollte nun nicht nur frühere Sünden beschreiben, sondern zusammen mit der Gewissensprüfung das Verhältnis des Subjekts zu seinen Gedanken und Begierden erhellen, um jene Bereiche aufdecken, die nicht vollends zugänglich sind (vgl. ebd. 192f). „Der Blick auf sich selbst und die Diskursivierung dessen, was er erfasst, müssen ein und dasselbe sein. Sehen und Aussagen in einem einzigen Akt.“ (ebd.)

Das Geständnis (in Foucaults Quellen oft als *confessio* oder *exomologesis* bezeichnet) ist die Aussprache einer ausführlichen und kleinteiligen Prüfung der eigenen Gefühle und Gedanken gegenüber einem anderen. Diese *Gewissensprüfung* stellt Foucault in die pythagoreische und spätstoische Tradition; im Vergleich zu deren Gewissensprüfungen zeichne sich die frühchristliche Form jedoch dadurch aus, dass die Beurteilungskriterien nicht mehr die eigenen Ziele und die zweckrationale Wahl der Mittel sind, sondern die Befolgung äußerer Normen und die Übereinstimmung der eigenen Gefühle und Gedanken mit einem gottgefälligen Dasein (vgl. ebd. 156ff).⁴⁸ Diese Wachsamkeit gegenüber dem eigenen Inneren kennzeichne drei Bereiche. Erstens, die Speicherung und das Überdauern sinnlicher Eindrücke in der Seele durch einer „Remanenz der Bilder (ebd. 288); zweitens, der die eigene Kontrolle umgehende und daher verzerrte Selbstaussdruck des Inneren, oftmals in spontanen Gedankenbewegungen (vgl. ebd. 188ff).⁴⁹ Und drittens, lassen sich die Täuschungen des Denkens nur durch ständige Wachsamkeit, das Geständnis an und die Prüfung durch andere minimieren.

Was hier verhandelt wird, ist kein Kodex erlaubter oder verbotener Handlungen, sondern eine ganze Technologie zur Überwachung, Analyse und Diagnose des Denkens, seiner Ursprünge, Eigenschaften, Gefahren, seiner Verführungsmacht und all der dunklen Kräfte, die sich unter seiner Oberfläche verbergen können. [...] Wenn es eine Subjektivierung gibt, dann impliziert diese eine endlose Objektivierung des Selbst durch das Selbst. [...] Darüber hinaus vollzieht sich diese Subjektivierung in Gestalt einer Suche nach der Wahrheit über sich selbst mittels komplexer Beziehungen zu anderen. (ebd. 329f)

Als dritten Komplex der frühchristlichen Selbstpraktiken thematisiert Foucault die enthaltsame Lebensführung der *Askese*. Diese gehe weit über die in Antike und Hellenismus gebotene physische Enthaltung (von Nahrung, Schlaf und Sexualität), über körperliche Übung zur Selbstbeherrschung (griechische Antike) oder zur inneren Unabhängigkeit von Schicksalsschlägen (Spätstoiker) hinaus. Sie

⁴⁸Foucault sieht in der vorchristlichen Gewissensprüfung vier Funktionen: die Offenlegung der Seele gegenüber anderen, die Internalisierung der Normen, eine Probe dieser Internalisierung sowie eine Übung der Selbstkontrolle, wenn die Autonomie des Einzelnen (wieder) hergestellt ist (vgl. Foucault 2019, 153). Er zitiert hier Galen, man solle im Zuge der Gewissensprüfung meditieren und sich wiederholt Ratschläge vorsagen um „auch die Naschhaftigkeit und Ausschweifungen“ der Seele zu vermeiden (Galen, zit. in: ebd.). Seneca hatte Gewissensprüfung als eine Untersuchung verstanden, die als „Kräftebilanz“ abwägen soll, wie viel Ruhe oder Anregung die Seele in einem bestimmten Zustand braucht (vgl. ebd. 156). „Für diesen Zustand will die [hellenistische, Anm. C.D.] Prüfung jedoch nicht die Gründe suchen: Sie geht nicht zu den verborgenen Wurzeln des Schlechten zurück, sondern versucht es freizusetzen, so wie es sich dem Gewissen darbietet, in Form der Befriedigungen, die es empfindet, oder der Regungen, die es in sich verspürt.“ (ebd. 156)

⁴⁹In diesen zwei Aspekten muss kaum auf die Ähnlichkeit zur Psychoanalyse hingewiesen werden. Wie Sigmund Freud die Aufbewahrung aller sinnlicher Wahrnehmung im Gedächtnis des Unbewussten annahm, so wurden in seinem psychischen Determinismus spontane Regungen als Ausdruck eines sinnhaft angeordneten aber dem Selbst nicht zugänglichem Unbewussten gedeutet.

wird als lebenslanger, geistiger Kampf begriffen, der eine radikale Loslösung von der Welt und die Vereinigung mit Gott vorbereitet (vgl. ebd. 251; 236). Die enthaltsame Lebensführung galt nach Foucault als eigener gesellschaftlicher Stand und gesonderte Lebens- und Existenzform und etablierte sich darin erstmals als Selbstzweck und eigenständige moralische Subjektivierungsweise (vgl. ebd. 255f). Die konkreten Techniken dieser Enthaltensamkeit sollen das natürliche Begehren unterbrechen und die Seele selbst mittels Gewissensprüfung vom Körperlichen reinigen, durch „die verschiedenen Verfahren der Trennung – der Sinne von den wahrnehmbaren Dingen, des Körpers von der Welt und der Seele vom Körper“ (ebd. 282ff; vgl. 286; 305f). Es findet also laut Foucault eine bidirektionale Entwicklung statt: Der erkenntnistrebende Blick des Subjekts wendet sich nach innen und untersucht dort Bereiche, die durch ihn und seinen Blick erst konstituiert werden, während die Selbstäußerung seine Selbstkonstitution an andere bindet.

Man sieht hier auch, wie sich ein Bereich der inneren Erfahrung eröffnet [...] wie sie [die Seele, Anm. C.D.] in eine Beziehung zur Macht des anderen und des Blickes eingebunden ist, die gleichzeitig eine Unterwerfung der Person und eine Objektivierung ihres Innersten darstellt. (ebd. 291)

Widersprüchlich wird diese Suche im Inneren, wenn sie mit der in der frühchristlichen Praxis des Gehorsams verlangten Selbstaufgabe des eigenen Willens und der eigenen Urteilsfähigkeit einhergeht. Als Paradox dieses Selbstbezugs steht die geistige Arbeit des Subjekts im Zwiespalt: der geistige Prozess der Selbstergründung und Entäußerung „kann sein Ziel nur erreichen, wenn er weitergeht; wenn er aufhört, droht er zur Niederlage zu führen“ (ebd. 309).

Diese Reinheit [in Folge der Gewissensprüfung und des Geständnisses, Anm. C.D.] darf man nicht als Erneuerung des Selbst oder als Befreiung des Subjekts verstehen. Sie ist im Gegenteil der endgültige Verzicht auf jeglichen eigenen Willen: eine Weise nicht man selbst zu sein noch durch irgendeine Bindung an sich selbst zu hängen. Das Grundparadoxon dieser Praktiken der christlichen Spiritualität ist, *dass die Verifikation über sich selbst mit dem grundsätzlichen Verzicht auf das Selbst verbunden ist*. Die nie endende Arbeit, die Wahrheit über sich selbst zu sehen und auszusprechen, ist die Ausübung einer Abtötung. Bei der *exagoreusis* hat man somit ein komplexes Dispositiv, bei dem die Pflicht, sich endlos in die Innerlichkeit der Seele zu versenken, an die Verpflichtung zur permanenten Veräußerlichung in einem an den anderen gerichteten Diskurs gekoppelt ist; und bei dem die Suche nach der Wahrheit des Selbst eine gewisse Form des Sterbens des Selbst sein muss. (ebd. 200; Hervorheb. C.D.)

Teleologie

Extrahiert man aus *Die Geständnisse des Fleisches* eine frühchristliche Teleologie, fallen zwei charakteristische Aspekte auf: der geistige Kampf gegen das nicht-bewusste Böse und die Einordnung des Individuums in eine Menschheitsgeschichte. Ersterer zielte auf die Erlangung seelischer Reinheit ab, welche dem Subjekt in mehreren Aspekten dient: sie soll die Unsterblichkeit der Seele garantieren, die Vereinigung mit Gott nach dem Tod vorbereiten und – bei dem enthaltsamen Lebensentwurf – diese Vereinigung in das irdische Leben vorziehen (vgl. Foucault 2019, 262ff). Zur Menschheitsteleologie der frühchristlichen Selbstpraktiken schreibt Foucault, sie sei „mit einem Konzept von der Geschichte

der Welt und der Metageschichte des Heils verbunden“ (ebd. 273).⁵⁰ Dabei kann sich ein Subjekt mit der entsprechenden moralischen Ausrichtung bereits über seine animalisch-weltliche Lebensform hinaus durch seine Stellung in der Gesellschaft zum Göttlichen hinwenden (vgl. ebd. 56). Später bei Augustinus orientiert sich die Ausrichtung des Subjekts auf einen passenden Platz in der göttlich-gesellschaftlichen Ordnung (vgl. ebd. 414).

2.3.4 Subjekt und (Selbst-)Erkenntnis

Auch im frühen Christentum analysiert Foucault das Verhältnis subjektiver Teleologie zu Wahrheit. Zur klareren Darstellung und Abgrenzung wird diese Diskussion in Rückgriff auf die Subjektkonstituierung der früheren zwei Epochen im folgenden Abschnitt gesondert geführt. Foucault erarbeitet Elemente des Zusammenhangs Subjektivierungsweise-Erkenntniszugang im frühen Christentum anhand verfügbarer Textquellen, ohne diesen anschließend abstrahiert zu systematisieren. Vorliegende Arbeit ergänzt dies und stellt den Zusammenhang unter drei Gesichtspunkten dar: der Auswahl relevanter Erkenntnisobjekte (Was ist zu erkennen?), der Erkenntnismittel des Subjekts (Wie kann erkannt werden?) und der endgültigen Erkenntnisinstanz (Wer entscheidet über Wahrheit?).⁵¹

Erkenntnisobjekte

Beginnend mit dem ersten Gesichtspunkt der Erkenntnisobjekte lässt sich rekapitulieren: Die relevanten Erkenntnisobjekte der griechischen Antike waren das transzendente Wesen bzw. die Idee einer vom Selbst unabhängigen Sache; der hellenistische Erkenntniswille wendete sich dann der Erkenntnis des Subjekts in seinen physischen und handlungsorientierten Ausprägungen zu (Körper, Gewohnheiten, Zielen, etc.). Im frühen Christentum bleibt diese Verschiebung auf das Selbst bestehen, vertieft sich jedoch ins emotional-geistige Innere zu einem Wesenskern nicht-bewusster Zustände und Dynamiken. Foucault nennt diesen Wahrheitszugang der Entschlüsselung des eigenen Inneren eine „Hermeneutik des Begehrens“, insofern das eigene Wesen nicht durch die eigene Lebensgestaltung geschaffen wird, sondern in der Introspektion über das eigene Begehren entziffert. Die für den Einzelnen relevante Wahrheit ist – neben der Einsicht Gottes – die seines eigentlichen Wesens, welches über sein Begehren definiert und im nicht-bewussten Inneren des Subjekts verankert ist (vgl. Foucault 2019, 50). Das Subjekt steht in einer Doppelstellung. Einerseits richtet es sich als ein in sprachlicher Selbstäußerung aktives Erkenntnisobjekt auf sein objektiviertes Inneres und andererseits bleibt es

⁵⁰Diese ordnen die Menschen des dritten und vierten Jahrhunderts in eine bestimmte Ontologie bzw. allgemeine Teleologie der Menschheit. Grundlage ist das Postulat, das Ende des Zeitalters weltlicher Existenz nahe heran, der Schluss daraus, dass die Einzelne sich auf das Dasein im kommenden Himmelsreich auszurichten habe (vgl. Foucault 2019, 227ff). Die Einzelne sollte sich in dieser Menschheitsphase der körperlichen Begierden enthalten, da die Erde bereits von Menschen bevölkert, das göttliche Gebot der Vermehrung damit erfüllt und jene die Begierden legitimierende Reproduktionspflicht überflüssig sei (vgl. ebd. 263ff). Andere Vorstellungen, etwa später im fünften Jahrhundert bei Augustinus, behalten diese Legitimierung und richten durch die Pflicht der Menschheitserhaltung die Begierden teleologisch auf die göttliche Gesellschaft aus (vgl. ebd. 414ff; 422f, 428).

⁵¹Die abstrahierte Dreiteilung der Erkenntnis und des Wahrheitszugangs wurde durch die Autorin vorgenommen und findet sich nicht bei Foucault.

passiv und setzt die moralische Identität seines Wesens (relevantes Erkenntnisobjekt) mit einem unzugänglichen Inneren gleich, welches erst im Sprechakt konstituiert wird.⁵²

Im Grunde geht es um die Form der Subjektivität: die Übung von sich an sich, die Erkenntnis von sich durch sich, die Konstituierung von sich selbst als Gegenstand der Untersuchung und des Diskurses, die Befreiung, die Reinigung von sich selbst und die Erlösung mittels Operationen, die bis ins Innerste Selbst Licht bringen und die tiefsten Geheimnisse an das Licht der erlösenden Offenbarung führen. (Foucault 2019, 76)

Erkenntnismittel

In Foucaults Rezeption altgriechischer Texte sind Ausführungen zu den subjektiven Erkenntnismitteln spärlich; im letzten Teil von *Gebrauch der Lüste* wird lediglich die Ausübung des *logos* in und durch den Einzelnen ohne nähere Ausführung als Mittel zum Wahrheitszugang angeführt. In der *Sorge um Sich* beschreibt Foucault dann die Formierung diverser Praktiken, sowie eine zunehmende Skepsis gegenüber reinen Vorstellungen ohne ihre Rückkoppelung an die empirisch-phenomenologische Realität des Körpers. In *Die Geständnisse des Fleisches* erarbeitet Foucault umfassender jene Erkenntnismittel, die nun beschreiben, wie ein Subjekt erkennen kann. Er geht dabei insbesondere auf die ritualisierte Gewissensprüfung und Enthaltbarkeit ein, welche nicht mehr auf die Verfolgung selbstgewählter Ziele und die kluge Wahl ihrer Mittel bezogen sind, sondern auf die Offenlegung eines inneren Begehrens. Diese, von Gros (in: Foucault 2019) einleitend „Hauptwahrheitsakte“ (14) bezeichnet, hätten nach Foucault „eine bestimmte Form des Selbstbezugs und eine bestimmte Beziehung zwischen dem Bösen und dem Wahren definiert und entwickelt“ (76). Hier liegt der Verweis zum Titel des vierten Bands nahe. In der Offenlegung des Inneren sei eine neue Form der Erfahrung entstanden, welche „das Problem des >Fleisches< allmählich in das Zentrum ihres Dispositivs gestellt“ habe:

Das >Fleisch< ist als ein Modus der Erfahrung zu verstehen, das heißt als ein Modus der Erkenntnis und Transformation von sich durch sich, der auf einem bestimmten Zusammenhang zwischen der Aufhebung des Bösen und der Bekundung der Wahrheit beruht. (ebd. 77)

Letztere vollziehen sich in performativen Akten des „Böses-Machens“ und „Wahr-Sprechens“, in welchen – wie im oberen Abschnitt zu den Erkenntnisobjekten ausgeführt – das Subjekt sich selbst als moralisch verworfen setzt und sich zugleich in der Veräußerung davon lösen kann. In allen drei Epochen beschreibt Foucault Bedingungen für die Anwendung dieser Erkenntnismittel: in der griechischen Antike Selbstbeherrschung und Tugendhaftigkeit, in der hellenistischen Epoche körperliche Gesundheit und Unabhängigkeit von äußeren Umständen. In der frühchristlichen Lehre seien die wichtigsten Bedingungen Enthaltbarkeit und Keuschheit, welche jedoch als Lebensstil geübt und über die Enthaltung von einzelnen Begierden hinaus gehen müssen. Nur so ermöglichen sie jene „Reinheit des

⁵²Foucault geht nicht näher auf andere Konzepte von Subjektivität, oder auch breiter gefasst Bewusstsein, die mit dieser frühchristlichen Subjektconstitution ähnlich sind ein.

Herzens“, welche am erkenntnisbringendem Licht Gottes teilhat, gegen die menschliche Täuschungsanfälligkeit wappnet und den Zugang zur Wahrheit öffnet (vgl. ebd. 297ff).⁵³

Erkenntnisinstanz

Auch im dritten Gesichtspunkt des Zusammenhangs von Subjektkonstitution und Wahrheit, der Erkenntnisinstanz, zeigen sich Verschiebungen. In der Antike konstituiert sich die Erkenntnisinstanz im Einzelnen durch dessen Teilhabe am *nous*. Der Hellenismus erkennt zusätzlich in der Eigengesetzlichkeit des jeweiligen Körpers eine Urteilsinstanz an.

Im frühen Christentum wird diese Urteilsfähigkeit des Körpers revidiert; seine Begehren und Befindlichkeiten werden als erkenntnishemmend verdächtigt. Die Verbindung der Einzelnen zur nun wieder abstrakt-äußeren Instanz ähnelt der antiken Teilhabe am *nous*, jedoch mit bedeutenden Unterschieden. Die Instanz des Frühchristentums ist anthropomorph, mit Interesse oder zumindest Ansprüche an menschliches Moralverhalten. Dieser Unterschied wird besonders deutlich, da es im christlichen Gottesbegriff üblich ist von der Allwissenheit oder Allmacht Gottes zu sprechen – die offensichtliche Verfehlung dies vom griechischen *nous* zu behaupten, zeigt die radikalen Unterschiede in der Konzeption der Erkenntnis- und Wahrheitsinstanz auf. Überdies gestaltet sich das Mensch-Gott Verhältnis komplexer als das des Menschen zum *nous*: statt einer einfachen Teilhabe und einer Fähigkeit ist es ein komplexes moralisches Geflecht. Ausgehend von der Allwissenheit Gottes etwa weiß sowohl Gott als auch der Einzelne, welche Handlungen dieser vollzogen und Gedanken gedacht hat – er steht vor „einem Richter, dem man nichts eröffnen kann, da er alles sieht“ (Foucault 2019, 143). Dennoch muss er diese im Geständnis offenbaren, gegenüber einer religiösen Führungsfigur, welche die performative Selbstäußerung im Geständnis hört und als Vertreter der göttlichen Instanz diesem ihre Wirkung verleiht.

Foucault erwähnt im vierten Band (welcher mit dem fünften Jahrhundert endet), dass sich die Erkenntnisinstanz Gottes in der späteren Entwicklung des Christentums auf diese religiösen Figuren erweitert (vgl. ebd. 143f). Insbesondere durch die Einführung des Bußsakraments übernehmen Priester die Rolle „eines Richters, der Gott vertritt, dessen Urteile aber Auswirkungen im Himmel haben“ (ebd.) und damit göttliche Urteils- und Entscheidungsmacht – was im Fall einer göttlich-allwissenden Instanz mit Wahrheitsmacht korrespondiert – erhalten.

⁵³Der Zusammenhang von Keuschheit und Erkenntnis ist nicht einseitig (die Keuschheit als Erkenntnisbedingung), sondern bidirektional: die Keuschheit als Bedingung und Resultat der Erkenntnis (vgl. Foucault 2019, 299f). Dies führt notwendigerweise zum folgenden Paradox: „dass man – durch eine Zirkularität, die sich im Zentrum dieser Askese der Selbsterkenntnis befindet – umso reiner ist, je mehr Licht man hat, um sich besser zu kennen; je besser man sich kennt, umso mehr erkennt man sich als unrein; je mehr man sich als befleckt erkennt, umso mehr Licht muss in die Tiefe des Selbst gebracht werden, das die Finsternis der Seele vertreibt“ (ebd. 302)

3 Das Erschöpfte Selbst

3.1 Methodik II

Alain Ehrenberg und Das Erschöpfte Selbst

Einige Schritte weiter entlang der chronologischen Leiter des begehrenden Subjekts: ein Sprung in die Gegenwart. Der französische Soziologe Alain Ehrenberg (*1950) leitet derzeit die Forschungsgruppe „Psychopharmaka, Politik, Gesellschaft“ am französischen Grundlagenforschungsinstitut Centre national de la recherche scientifique (CNRS). In seinem 1998 erstveröffentlichten Buch *La fatigue d'être soi*, zu Deutsch *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*⁵⁴ untersucht er die psychische Störung Depression als eine paradigmatische Erkrankung des modernen Subjekts, die Folge veränderter gesellschaftlicher Strukturen und Vorstellungen von Individualität sei. Er folgt darin zwei Strängen: erstens, der Entstehung der Depression im 20. Jahrhundert und zweitens einem Abriss der gesellschaftlichen Veränderungen dieser Zeit, insbesondere der Autoritätsstrukturen, Normen von Individualität und Krankheitskonzeptionen von Depression. Diese zwei Analysestränge sollen die Wechselwirkung der psychischen Erkrankung Depression und gesellschaftlich-ideologischer Strukturen darlegen. Zwei Forschungsfragen leiten seine Untersuchungen: 1) Warum und wie hat sich die Depression im gegenwärtigen Maß durchgesetzt? 2) Inwiefern ist sie charakteristisch für die veränderten Vorstellungen von Individualität des späten 20. Jahrhunderts? (vgl. Ehrenberg 2015, 29ff) *Das Erschöpfte Selbst* beantwortet diese Fragen mit einer veränderten Konzeption des Individuums, genauer, dessen Normen der Gefühls- und Triebkontrolle (vgl. ebd. 12f). Ehrenberg postuliert damit ein Leiden des modernen Subjekts als Begehrenswesen, dessen Ursprünge Foucault nachzuzeichnen versuchte.

Methodik II Foucault und Ehrenberg

Die Analyse einer Individualität bzw. Subjektivität über das Begehren ist der erste Pfeiler einer breiten Brück zwischen Ehrenberg und Foucault, in deren Theoriesysteme Subjektconstitution und Subjektivierung ähnliche Grundpfeiler darstellen. Doch kann man den Rest ihrer Gedankengebäude – das Lebenswerk eines gesellschaftspolitisch orientierten Philosophen und eine einbändige gesellschaftskritische, soziologische Untersuchung – überhaupt in solche Nähe zueinander stellen? Ehrenbergs Untersuchung scheint im Gegensatz zur Breite von Foucaults Werk nicht nur inhaltlich spezialisierter, sondern auch aber ausschließlich empirisch-soziologisch orientiert. Er arbeitet soziologisch, historisch und hermeneutisch an einer Analyse der Diskursformen zur Depression, zieht daraus Schlüsse für gesamtgesellschaftliche und diskursive Verschiebungen. Lässt sich seine Methode damit in die von Foucault begründete Methodik einordnen? Aus drei Gründen scheint eine solche Einordnung naheliegend und eine integrative Analyse fruchtbar: aufgrund (1) der ähnlichen

⁵⁴Dieser Arbeit zugrunde liegt die zweite erweiterte Auflage von 2015, in Übersetzung von Manuela Lenzen und Martin Klaus.

Themensetzung, (2) der gesellschaftskritischen Ausrichtung und wegen (3) methodologischer und axiomatischer Übereinstimmungen.

Ehrenbergs Werk und Teile von Foucaults Schriften verfolgen eine ähnliche Stoßrichtung und weisen thematische Überlappungen auf: die gesellschaftskritische Analyse von Subjektkonstitution, gesellschaftliche Prägung durch Normen, sowie die Rolle von Krankheit als konstitutiver Teil der Normativität. Foucaults Untersuchungen dazu sind umfangreich und decken diverse Bereiche des Anderen ab: das Tabuisierte, Kriminelle und Kranke. Die Rolle des Wahnsinns und der Geisteskrankheiten ist einer jener Bereiche, denen er ein eigenes Werk widmete, *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft* (1969). Auch Ehrenberg erarbeitet eine diskursanalytische Untersuchung des Anderen der Normalität, in der spezifischen Form der Depression als Kehrseite moderner Individualität.

In dieser Verwandtschaft mit Foucaults Analysen moderner Subjektivierungsformen und Machttypen zielen beide auf eine gesellschaftskritische und transformative Wirkung ab. Naheliegend für eine solche Stoßrichtung und ausschlaggebend für die Ausrichtung der vorliegenden Arbeit ist die methodische Ähnlichkeit von Foucault und Ehrenberg. Wie im ersten Teil angeführt, durchziehen Foucaults Diskurs- und Machttheorien jedes seiner Werke – in manchen werden deren Grundlagen explizit angeführt und ausgebaut, in anderen bilden sie den konzeptionellen Rahmen seiner historischen Untersuchungen. Viele dieser Untersuchungen, etwa die im ersten Teil rezipierten Bände von *Sexualität und Wahrheit*, sind genealogische Arbeiten, welche die Entwicklung diskursiver Strukturen einer gegenwärtigen Konstellation nachzeichnen. *Das Erschöpfte Selbst* bedient sich ebenfalls dieser Methodik, obwohl Ehrenberg dies nicht ausführlich expliziert. Er geht von einem Komplex aus, welcher als ein Dispositiv der Individualität im eingangs erwähnten Sinn verstanden werden kann. Seine Arbeit deckt einen Bereich psychischer Gesundheit dieses Individualitätsdispositives ab.⁵⁵ *Das Erschöpfte Selbst* erarbeitet sprachliche Praktiken zur Depression, primär angloamerikanische und französische Fachliteratur zu Nosographie, Medizin, Psychiatrie, Psychologie und Psychotherapie, Epidemiologie, Neurobiologie und Biochemie ab den 1930ern, Monographien und Weiterbildungsschriften der Allgemeinmedizin, sowie populäre Medien wie Wochenzeitschriften (vgl. Ehrenberg 2015, 37f). Diese Methodik und ihre Übereinstimmung mit Foucaults Genealogie stößt auf die Grenze der nicht-sprachlichen Praktiken. Wo solche Erwähnung finden, bleibt Ehrenberg historisch-deskriptiv; erwähnt werden medizinische Einrichtungen, Therapie- und Beratungsmöglichkeiten, aber es fehlt deren differenzierte Einordnung in und Bedeutung für den Diskurs zur depressiven – und im Rückschluss gesunden – Individualität. Die Ausnahme davon bildet seine Analyse der Behandlungspraktiken der Psychotherapie, des Elektroschocks und der Psychopharmaka. Sowohl sprachliche als auch nicht-sprachliche Praktiken über diesen medizinisch-psychiatrisch-psychotherapeutischen Zugang hinaus

⁵⁵Diese Ausrichtung zeigt sich auch in anderen Werken Ehrenbergs, in welchen er weitere Aspekte psychischer Gesundheit bzw. Krankheit thematisiert: *Das Unbehagen in der Kultur* (2011, mit Referenz auf Freuds kurze Schrift *Das Unbehagen in der Gesellschaft*) und *Die Mechanik der Leidenschaften. Gehirn, Verhalten, Gesellschaft* (2019).

fehlen, wären aber wesentlich für eine umfassende Analyse des modernen Individualitätsdispositivs. Überdies sollten weitere Elemente untersucht werden, nicht nur der Umgang mit anderen Störungen der Normativität, sondern auch jene positiven Praktiken, die das Konstrukt Individualität direkt manifestieren und perpetuieren. Sieht man von dieser thematischen Spezialisierung ab, liefert Ehrenberg jedoch eine Untersuchung, welche methodisch mit Foucaults Zugang eindeutig übereinstimmt. Dass seine Untersuchungen kurz vor 1900 beginnen und damit an Foucaults Analysen, die meist um die Jahrhundertwende enden, anschließen, trägt zu dieser Kontinuität bei, obschon es ein im Schritt von Foucault zu Ehrenberg geschmälerter Themenbereich bleibt.⁵⁶

Diese inhaltliche und methodische Kontinuität ermöglicht es, in der vorliegenden Arbeit mittels Foucaults diskursanalytischer und machttheoretischer Begriffe, Schlüsse aus Ehrenbergs aufbereitetem Gegenwartsphänomen der Depression zu ziehen. Im zweiten Teil dieser Arbeit werden Ehrenbergs Thesen zur Entwicklung der Depression im 20. Jahrhundert und zur modernen Individualität erarbeitet und – ob ihrer inhaltlich-methodischen Selektivität – mit Rückgriff auf Foucaults Subjekt- und Machttheorien systematisiert und theoretisch ergänzt. Die oben angeführten Bemerkungen zum Verhältnis von Foucaults und Ehrenbergs Theorien werden dabei näher kontextuell diskutiert. *Das Erschöpfte Selbst* weist nicht die diesem Kapitel zugrunde gelegte Struktur auf und trennt nicht durchgehend Analysen und Einflüsse der Bereiche Gesellschaft und Depression. Zur analytischen Darstellung wurde die Verwobenheit in Ehrenbergs Buch aufgetrennt und die jeweiligen Axiome, Thesen und Begründungen systematisiert.

Methodische Grundbegriffe: „Depression“ und „Depressive Symptomatik“

Trotz des Verrufs als Mode-, Zeit- oder Wohlstandserscheinung westlicher Gesellschaften, finden sich laut Ehrenberg im Laufe europäischer Geschichte diverse Zustandsbilder, die in anderen Begriffen, mit Vorstellungen und Erklärungen ähnliche Symptome wie die der modernen Depression beschreiben (vgl. Ehrenberg 2015, 41).⁵⁷ Im Zuge dieser Arbeit soll begrifflich unterschieden werden zwischen bestimmten kontingenten Krankheitsbildern einerseits und einer „depressiven Symptomatik“

⁵⁶Weitere Beispiele dieser Übereinstimmung sind Ehrenbergs im Anschluss näher besprochener Begriff der „Sozialpathologie“, sein Subjektbegriff, welchen er als historisch-gesellschaftlich kontingent denkt (vgl. Ehrenberg 2015, 31), sowie seine Übernahme des Themenkomplexes Einzelner-Erfahrungsweise-Subjektivierung: „Die Normen der Gesellschaft „sind die *Institutionen des Selbst*. [...] die Depression zeigt uns die *aktuelle Erfahrung der Person*, denn sie ist die *Krankheit einer Gesellschaft*, deren *Verhaltensnormen* nicht mehr auf Schuld oder Disziplin gründet, sondern auf Verantwortung und Initiative.“ (ebd. Hervorhebung C.D.) Ebenfalls ein konzises Beispiel für die grundlegend diskursanalytische Ausrichtung Ehrenbergs: „Ohne die Institution der >Innenwelt< gibt es [...] keine >Innenwelt<. Sie wird in einer sozialen Konstruktion produziert, die einen sozialen Rahmen für ihr Bestehen liefert.“ (ebd. 154)

⁵⁷Die Melancholie der Antike, der dämonische Wahn des christlichen Mittelalters, die Neurasthenie um 1900 und die moderne Depression verweisen nur auf den ersten Blick in verschiedene Richtungen und greifen jeweils Phänomene der Müdigkeit, Kraft- und Hoffnungslosigkeit auf. Da sich Ehrenbergs Analyse auf die vergangenen 150 Jahre bezieht, sollen auch hier diese Vorgänger depressiver Erscheinungen nicht weiter nachgezeichnet werden. Angemerkt sei, dass der Umfang dieser Arbeit keine kultur- oder medizingeschichtliche Evaluation von Ehrenbergs Analyse erlaubt. Die von Ehrenberg erarbeiteten Ausführungen zur Entwicklung des Krankheitsbilds Depression werden – wie Foucaults Untersuchungen überlieferter Schriften – als wohlrecherchiert vorausgesetzt. Zu beachten bleibt trotz ähnlicher Methodik ein grundlegender Unterschied der weiteren Interpretation, der auf einem soziologischen im Unterschied zu einem kulturgeschichtlich-philosophischen Ansatz beruht. So führt Ehrenberg die Resultate seiner Diskursanalyse zur Depression zu einer politischen Gesellschafts- und Herrschaftskritik, während Foucault aus seinen Quellen verschiedene Arten der Subjektconstitution ableitet.

andererseits, welche die unten genannten Gemeinsamkeiten diverser Krankheitsbilder beschreibt. Diese depressive Symptomatik soll nicht als „wahrer“ Kern der Melancholie, Neurasthenie, Depression, etc. missverstanden werden – ein diskursanalytisch unhaltbarer Ansatz. Als Hilfsbegriff soll sie vielmehr einen Ausgangspunkt konstruieren, von welchem aus die Wirkung jener gesellschaftsspezifischer Normen sichtbar wird, die allgemeinhin Erscheinungen vereinnahmt und zu spezifischen Krankheitsbildern formieren. Dabei sei bedacht, dass keine Erfahrung einer depressiven Symptomatik außerhalb einer solchen Formierung möglich ist.⁵⁸

3.2 Ehrenbergs Geschichte der Depression

Da Ehrenberg wie oben angeführt keine Medizingeschichte, sondern eine „Kategoriengeschichte“ (2015, 44) der Depression beabsichtigt, wird folgender Überblick nicht nur die Entstehung und Veränderung des Krankheitsbilds „Depression“ über das 20. Jahrhundert nachzeichnen, sondern auch die Entwicklung des darum liegenden diskursiven Felds skizzieren. Insbesondere die diversen Behandlungstechniken und die institutionelle Verankerung der Depression, zuerst im akademisch-psychotherapeutischen Feld, danach in Wissenschaft, Medizin und Psychiatrie, sowie später auch im populärmedialen Bereich werden dargelegt. Ehrenberg beginnt *Das Erschöpfte Selbst* mit dem Hinweis, dass sich die Depression innerhalb des 20. Jahrhunderts von einem Begleitsymptom psychiatrischer Erkrankungen zu einer der häufigsten eigenständigen psychischen Störungen entwickelt hat (vgl. ebd. 25f). Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts beginne jene Steigerung der Depressionsprävalenz, welche in westlichen Ländern bis heute attestiert werde (vgl. ebd.). Sofern man in einer diskursanalytischen Tradition überhaupt von einer Zunahme an Fällen sprechen kann, muss hierbei nicht nur die Verschränkung von Gesellschaft und Selbstkonstitution bedacht werden, sondern auch eine Vielfalt indirekter Faktoren innerhalb des diskursiven Felds.⁵⁹ In Übereinstimmung mit den Grundannahmen von Foucaults Diskurs- Macht- und Subjektivierungstheorien verortet Ehrenberg, entgegen vielen

⁵⁸Ehrenberg selbst verwendet den Begriff einer „depressiven Symptomatik“ nicht. Mit „Depression“ beschreibt er das wechselnde Krankheitsbild des vergangenen Jahrhunderts. Dies führt bei der Rezeption teilweise zu Unklarheiten, da er (anders als bei seiner Definition der Sozialpathologie), wiederholt zwischen einer diskursiven, positivistischen und einer Sprachspiel-Definition zu wechseln scheint. Auch um dieser Schwierigkeit zu entgehen, wird für vorliegende Arbeit der Begriff „depressive Symptomatik“ eingeführt.

⁵⁹Von diesen erwähnt Ehrenberg im Laufe seines Werkes vor allem folgende: Die seit den 1960er durchgeführten epidemiologischen Studien erfassen davor nicht dokumentierte Fälle (vgl. Ehrenberg 2015, 152; 207); Depression werde aufgrund ihrer sozialen Toleranz oft statt schwerer psychiatrischer Störungen als (Verdachts-)Diagnose verschrieben (vgl. 141); Eine neue Kultur der Innerlichkeit (siehe folgende Kapitel) fördere die Wahrnehmung für innere (Krankheits-)Prozesse (vgl. ebd. 142; 156ff); Ein neues Medizinverständnis (als Gesundheitsvorsorge neben traditioneller Behandlung und Rehabilitation) und die erhöhte Sensibilität dafür, was als behandlungsbedürftig gilt, steigere die Nachfrage nach Behandlung psychischer Leidenszustände (vgl. 133f; 252; 266ff; 277); ein inflationärer Gebrauch des Begriffes „Depression“ in Populärwissenschaft und Medien verbreite die Aneignung des Krankheitsbildes auch abseits medizinischer Diagnostik (vgl. 150; 160ff); Neue sozioökonomische Belastungen verursachen Stress und damit depressive Symptomatik und andere Krankheiten (vgl. ebd. 158).⁵⁹ Viele dieser, ebenfalls epidemiologisch häufigeren, körperlichen Krankheiten (Herz-Kreislauf- und kardiovaskuläre Krankheiten) und neue Medikamente (Blutdrucksenker, hormonelle Verhütung) verursachen depressive Symptome (vgl. ebd. 152); Lebensstilveränderungen (in den Bereichen Ernährung, Bewegung und Stress) und die allgemeine Verlängerung der Lebenserwartung erhöhen die Prävalenz dieser Krankheiten und des Medikamentengebrauchs und damit auch die Anzahl an Depressionen (vgl. Ehrenberg 2015, 152); Gegenwärtige Diagnoseleitlinien der internationalen Kodizes erfassen diese Fälle, da im Gegensatz zu früher Medikamentengebrauch und somatische Zustände nicht mehr berücksichtigt werden – ebenso seien weitere Kriterien weniger eng gefasst worden, etwa in den Neuauflagen von ICD-10 (1992) und DSM-V (1994) und sei die Mindestdauer der Symptome von acht auf zwei Wochen herabgesetzt worden (vgl. 152; 141; 211; ICD-10, F32, F33)

populärwissenschaftlichen Analysen, die Ursachen für die erhöhte Depressionsprävalenz nicht allein in einer Veränderung des psychosozialen und sozioökonomischen Umfelds, sondern in einer breiteren diskursiven Dynamik.

3.2.1 Vorgeschichte

Ehrenberg erwähnt mehrere Vorläufer und Verwandte der Depression in der europäischen Medizin- und Geistesgeschichte. Die in der Antike bekannte Melancholie als ein Missverhältnis körperlicher Säfte und daraus resultierender Traurigkeit und Abgeschlagenheit (vgl. 2015, 41f); später sei in der christlichen Lehre eine depressive Symptomatik mit Grundthemen der Hoffnungslosigkeit in Begriffen von Gottesferne und Sünde erklärt worden (vgl. ebd.); im Zuge der Aufklärung prägte eine Vorstellung von mentaler Krankheit als Defizit des Verstandes die Erscheinung der depressiven Symptomatik (vgl. ebd. 50ff). Ehrenberg lokalisiert im 19. Jahrhunderts die Entwicklung einer inneren Befindlichkeit, die sich später um die Begriffe der Psyche und des Psychischen formieren und die Interpretation von mentaler Krankheit als primär affektives Leiden ermöglichen wird (siehe Abschnitte 3.2.5 und 3.4). Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts münde diese Entwicklung, Krankheit als psychischen, statt seelisch-geistigen Zustand zu betrachten, in jene Vorstellung von mentaler Erkrankung, welche den modernen Diagnosen zugrunde liege.⁶⁰ Ehrenberg beschreibt, dass ab dieser Zeit diverse Krankheitsbilder konzipiert worden seien, welche sich hauptsächlich auf Veränderungen der Stimmung und der Affekte bezogen (vgl. ebd. 41f; 55f; 90f).⁶¹ Von diesen greift er die Neurasthenie als jene Konzeption auf, die in mehreren Gesichtspunkten relevant für das Verständnis der modernen Depression ist.

3.2.2 Neurasthenie und der Wirkmechanismus Gesellschaft-Psyche

Neurasthenie, Modekrankheit der Jahrhundertwende um 1900, umfasste ein diverses Erscheinungsbild funktionaler Erschöpfung.⁶² Sie sei nach Ehrenberg die erste popularisierte Geisteskrankheit, der eine „soziale Durchlässigkeit des Geistes“ (ebd. 61) im Sinne einer Verbindung

⁶⁰Obwohl vorliegende Arbeit keine Rezension von Ehrenbergs Medizingeschichte sein kann oder soll, scheint an dieser Stelle die weiterführende Anmerkung unverzichtbar, dass im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zwei Verschiebungen zu verzeichnen sind, welche diese Konzeption von psychischer Innerlichkeit in Frage stellen: die Perspektive der genetischen Weitergabe psychischer Krankheiten (mentale Krankheiten als genetische Störungen) und die neurowissenschaftliche Forschung (mentale Krankheiten als biochemische Störungen). Ehrenberg geht auf diese Weiterentwicklungen primär bei den Behandlungsmöglichkeiten und Krankheitskonzeptionen der Depression ein, erwähnt sie aber nicht in Bezug auf die Konzeption von psychischer Gesundheit.

⁶¹Die Melancholie etwa wurde von Jules Séglas (1856-1939) enger als seelischer Schmerz und Ohnmachtsgefühl gefasst, von Jean-Étienne Esquirol (1772-1840) als „Monomanie“ (ebd. 55f) von Niedergeschlagenheit, Trauer und Lebenskummer (aber ohne Wahn, also ohne Einschränkung des Geistes); ein zirkuläres Irresein wird später von Emil Kraepelin (1856-1926) als manisch-depressive Psychose begriffen; Eugen Bleuler (1857-1939) vereint vage Begriffe von Wahn und Persönlichkeitsspaltung zur Schizophrenie (vgl. ebd. 42). Weitere Begriffe bezeichnen Phänomene die weniger eindeutig von einer Einschränkung der Urteilsfähigkeit (etwa bei Halluzinationen oder Wahnvorstellungen) abgrenzbar sind: Cor nervosum, Psychasthenie und Neurasthenie (vgl. ebd. 41f).

⁶²Funktional als medizinisch-psychiatrischer Begriff beschreibt eine eingeschränkte oder fehlerhafte Funktion eines Systems ohne erkennbare organische Ursache von hinreichender Erklärungskraft (vgl. Frischenschlager 1995, 943).

von individuellem und gesellschaftlichem Leiden zugrunde liege.⁶³ Ehrenberg arbeitet heraus, wie in diesem Zusammenhang die Vorstellung *exogener* Krankheitsursachen entstanden sei: die psychopathologische Wirkung äußerer, meist materieller Faktoren auf die Psyche.⁶⁴ Modern ist für ihn die Vorstellung, dass Neurasthenie als exogene Erkrankung nicht eine Degeneration geistiger oder affektiver Fähigkeiten, sondern Resultat äußerer psychosozialer Umstände und Strukturen sei. Bereits in den damaligen Schriften zur Entstehung der Neurasthenie seien primär gesellschaftliche Ursachen hervorgehoben worden – interessanterweise Faktoren, die in der gegenwärtigen populärwissenschaftlichen Literatur zu Depression ebenfalls auftauchen: zunehmende soziale und geographische Mobilität, steigender Wohlstand, schwindender Einfluss von Religion und normative Veränderungen (vgl. ebd. 63; 184). Ebenfalls in der Neurasthenie enthalten sei das der Depression zentrale Merkmal der *unwillentlichen* Erschöpfung. Eine solche ist erst denkbar, wenn neben dem willentlichen Bewusstsein eine weitere Instanz über Motivation und Handlung verfügt: „Grund für diese „Willenskrankheiten“ ist nun [mit der Neurasthenie, Anm. C.D.] die Erschöpfung, nicht mehr die Faulheit“ (ebd. 64). Diese Aussage entspricht der modernen Bewertung von psychischen Leiden als unwillentlicher Krankheit, nicht bewusster Taktik oder fehlender Tugendhaftigkeit.⁶⁵ Dennoch blieb laut Ehrenberg die Neurasthenie der 1900er Wende eine vage Diagnose mit unklaren Symptomen, ohne Behandlungsmethode oder komplexe Erklärungen der Wirkmechanismen gesellschaftlicher Umstände auf die Psyche (vgl. ebd. 84).

Eine tiefere Untersuchung des Wirkmechanismus Gesellschaft-Psyche sei nach Ehrenberg mit den ersten Theorien zum psychischen Trauma und zur Hysterie aufgekommen (vgl. ebd. 65).⁶⁶ Die Einwirkung der Gesellschaft auf die individuelle Psyche wird dabei noch eindimensional gedacht: Äußere Umstände, wie Unfälle oder Substanzen, aktivieren gewisse Erbanlagen für psychische Störungen (vgl. ebd. 66f). Diese ersten theoretischen Ansätze zum Wirkzusammenhang von Gesellschaft und Psyche in den Diagnosen von Neurasthenie, Trauma und Hysterie blieben jedoch auf einen engen Forscherkreis beschränkt und entfalteten keine breitere medizinische oder gesellschaftliche Wirkung. Ehrenberg beschreibt, dass der frühere Verdacht der Krankheitssimulation oder des bewussten Widerstands im allgemeinen Feld der Medizin und Gesellschaft weiterhin bestand, Erklärungen anhand von Vererbung oder Charakteranlage meist vorherrschten und diverse Therapieansätze, wie Wechselbädern, Coffein oder Opium, willkürlich Anwendung fanden (vgl. ebd. 83f). Er erklärt dies damit, dass der damalige diskursive Rahmen noch keine Integration solcher Konzepte erlaubte, da der

⁶³Vgl. zur Neurasthenie und den Konzeptionen ihrer sozialen Bedingtheit auch Roelcke 1999 und Kury 2013.

⁶⁴Die Begriffe *endogene* und *neurotische Krankheitsursache* (also genetisch-biologische Wirkmechanismen und innerpsychische Konflikte) seien erst in Freuds und Janets psychodynamischen Theorien entstanden (Ehrenberg 2015, 60; 145).

⁶⁵Foucault erarbeitet, dass die Unterscheidung zwischen krank und unmoralisch in früheren Epochen nicht bestand. Die ersten großen Krankenanstalten etwa beherbergten nicht nur Geistesranke, sondern auch jene, welche durch Faulheit, Armut oder „Unsittlichkeit“ dort interniert und den Kranken gleich behandelt wurden (Foucault 1969, 78; 92; 106ff).

⁶⁶Die ersten Falldarstellungen von Traumata waren veranlasst durch Fälle von motorischen Störungen nach Unfällen der damals neuartigen Eisenbahn: Betroffene der *railway spine* erlitten nach Zugunfällen funktionale Schmerzen und/oder Lähmungen, welche nicht durch die mechanisch-organische Einwirkung des Unfalls erklärbar waren (vgl. Ehrenberg 2015, 65ff). Der zweite Erklärungsansatz entstand in Jean-Martin Charcots (1825-1893) Arbeiten zum damals neu auftretenden Störungsbild der Hysterie und seiner neuen Behandlungsmethode der Hypnose.

Sprachgebrauch nicht die notwendigen Begriffe aufwies: „Es fehlte eine institutionelle Verankerung, die den funktionalen Störungen medizinische Realität verleihen würde.“ (ebd. 84)⁶⁷

3.2.3 Vor 1940. Das psychoanalytische Konfliktmodell

Die ab 1900 um Sigmund Freud (1856-1939) und die Psychoanalytische Gesellschaft entstehende Psychoanalyse⁶⁸ lieferte solche Begriffe und ein differenziertes Modell zur Erklärung eines Wirkmechanismus Gesellschaft-Psyche. Dieses Modell diente bis in die 1970er Jahre als theoretische Basis zur Differenzierung von exogenen, endogenen und neurotischen Depressionstypen. Die *exogene Depression* (deren Vorläufer Ehrenberg in der Neurasthenie verortet) wurde auf ein äußeres Ereignis, etwa ein Trauma oder einen Unfall, zurückgeführt, die *endogene Depression* auf genetisch-biologische Prozesse und die *neurotische Depression* auf einen innerpsychischen Konflikt (vgl. Ehrenberg 2015, 71ff; 145). Theoretisch dominant sei dieses Konfliktmodell laut Ehrenberg in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts gewesen; abseits akademisch-wissenschaftlicher Forschung habe in der allgemeinmedizinischen Praxis bis zur Mitte des Jahrhunderts weiterhin individuelle Willkür geherrscht (vgl. ebd. 131f). Obwohl im Bereich der akademischen Wissenschaft dann die neu entwickelten Therapiemöglichkeiten bereits nach dem Zweiten Weltkrieg die Gültigkeit des psychoanalytischen Konfliktmodells in Frage stellten, fand dieses in den 1950ern und 1960ern mit steigender Depressionsprävalenz und psychiatrisch-allgemeinmedizinischer Behandlung breite klinisch-praktische Anwendung (vgl. ebd. 134f). Erst nach dem Höhepunkt der klinischen Psychoanalyse in den 1970ern kehrten ab den 1980ern Theorie und Therapieansätze zunehmend von tiefenpsychologischen Ansätzen ab und wandten sich einem Defizitmodell zu, welches, Anfang des Jahrhunderts entworfen, der Wirkung der neuen Behandlungsmöglichkeiten entspricht und mit deren vermehrter Anwendung neue Beachtung gefunden hatte (vgl. ebd. 34f; 235). Psychoanalytische bzw. tiefenpsychologische Therapie sei ab den 1980ern nicht mehr der Hauptzugang zur Depressionsbehandlung und die zentrale Problematik der Depression nicht mehr ein Konflikt gewesen (vgl. ebd. 203).

Das Konfliktmodell baue nach Ehrenberg theoretisch auf die Freudianische Psychoanalyse, insbesondere deren Dreiteilung der psychischen Struktur und ihre Vorstellung des Subjekts als

⁶⁷Hier ist eindeutig erkennbar, dass Ehrenbergs Analyse diskursanalytische Annahmen zugrunde liegen. Die Begriffe, Vorstellungen und Praktiken des Diskurses prägen zu großen Teilen, was in welcher Weise erlebt und versprachlicht werden kann: „Damit Leiden als solches Bedeutung erlangen kann, muss es eine Sprache geben, die das Leiden nicht nur ausdrücken, sondern die auch verstanden werden kann: Der öffentliche Gebrauch dieser Sprache, die allgemeine Anteilnahme ist Bedingung für die private Erfahrung.“ (Ehrenberg 2015, 59)

⁶⁸Anzumerken ist hier erstens, dass vorliegende Arbeit auf die Grundform der klassischen Psychoanalyse und nicht ihre diversen Differenzierungen und Abspaltungen rekurriert. Einige der nachfolgenden Ausführungen würden bei Letzteren anders ausfallen, können aber aufgrund der Kürze dieser Arbeit nicht inkludiert werden. Zweitens sei angemerkt, dass die Psychoanalyse ab der Mitte des 20. Jahrhundert nur eine Art der Psychotherapie ist. Aufgrund ihrer klinisch-praktischen Vorherrschaft bis ins letzte Drittel des 20. Jahrhunderts, ihrer diskursiven Wirksamkeit, ihrer singular umfänglichen theoretischen Ausarbeitung psychischer Störungsbilder und nicht zuletzt ihrer Dominanz in Ehrenbergs Untersuchung, steht sie im Großteil dieser Arbeit paradigmatisch für Psychotherapie. Auch für in späteren Abschnitten erwähnte andere Behandlungsmethoden können nur die Grundparadigmen und wesentlichen Charakteristika, nicht jedoch diverse Abspaltungen und Weiterentwicklungen analysiert werden. Man könnte jedoch der These nachgehen, ob die diversen Abspaltungen und Weiterentwicklungen der psychotherapeutischen Schulen nicht ebenfalls mit Foucaults Machtdynamiken erklärbar wären und ebene Bereiche zu modifizieren versuchten, die in der vorliegenden Arbeit kritisch aufgegriffen werden.

konfliktvermittelnde Instanz, welche für das Verständnis von Ehrenbergs Thesen zentral sind. Freud entwirft in seinem Lebenswerk zwei Modelle der menschlichen Psyche. Die frühere *erste Topik* teilt diese in verschiedene Systeme, die bewusst, vorbewusst oder unbewusst sind; das spätere *Strukturmodell* teilt die Psyche in drei Instanzen: Es, Ich und Überich. Im sozialpsychologischen Kontext dieser Arbeit ist insbesondere das Strukturmodell interessant, da dessen Instanzen unterschiedlichen Ursprungs sind und ihre Dynamik korrelativ zu der wechselseitigen Positionierung dieser Quellen untereinander gedeutet werden kann. Freuds zwei Modelle sind nicht deckungsgleich; die drei Strukturinstanzen sind jeweils zum Teil bewusst, vorbewusst und unbewusst. Das *Es* als entwicklungspsychologisch erste Instanz stamme aus der Biologie des Menschen, umfasse die Grundtriebe der Libido (in Freuds späteren Schriften auch den Todestrieb), sei Quelle von Affekten und strebe nach den Prinzipien des Lustprinzips, welches die unmittelbare Erfüllung von Bedürfnissen und Wünschen verlangt. Das *Ich* bilde sich in den ersten Lebensjahren aus jenen Bedürfnissen und Wünschen des *Es*, welche in der Sozialisierung zulässig sind und umfasse später neben diesen auch die bewusste Wahrnehmung, das kritische Denken und Selbstbild. Das *Ich* agiere als Vermittlungsinstanz zwischen *Es* und *Überich* und folge dem Realitätsprinzip, also dem Kompromisstreben zwischen den Forderungen des *Es* und des *Überichs*. Dieses *Überich* als letztgebildete Instanz entstehe in der Erziehung und gesellschaftlichen Sozialisierung durch die Verinnerlichung familiärer und gesellschaftlicher Normen, enthalte neben diesen das Selbstideal und wirke antagonistisch zum *Es*, indem das *Überich* hemmende und verdrängende Wirkung auf normativ unzulässige Triebe ausübe (vgl. Freud 1933; Hinterhofer 2000, 672).⁶⁹

Psychische Störungen entstehen in diesem psychischen Modell aufgrund fehlender Vermittlungskraft des *Ichs* gegenüber den Triebanteilen des *Es* und/oder den familiär-gesellschaftlich geprägten Forderungen des *Überichs*.⁷⁰ Insbesondere die neurotische Depression ist als Krankheitsmodell für Ehrenbergs Analyse aus zwei Gründen zentral. Die Ätiologie einer neurotischen Störung wurzelt weder in biologischen noch in lebensgeschichtlichen traumatischen Ereignissen, sondern entsteht aus einem innerpsychischen Konflikt. Da die psychischen Instanzen Repräsentanten realer Umstände des Gesellschaftlichen und Individuellen sind, bildet die neurotische Störung erstens, eine Spiegelfläche gesellschaftlicher Konfliktlinien und betont zweitens das Individuum als uneinheitliche, konflikttragende Entität in dieser Spannungsposition (vgl. Ehrenberg 2015, 33).

Indem Freud die Kategorie der Neuropsychosen von den anderen Neurosen unterscheidet, erfindet er eine Konfliktkrankheit. (ebd. 71) Die Neurose ist eine Krankheit – eine medizinische Angelegenheit –, doch ist

⁶⁹In Freuds Strukturmodell finden sich eben jene drei Bereiche, welche Ehrenberg in Abschnitt 3.3.2 den ideologischen Veränderungen in der Konzeption des Geistes zuschrieb: dem *Es* könnte – grob vereinfacht – die Biologie und der Körper zugeordnet werden, dem *Ich* die Psychologie und das Bewusstsein, dem *Überich* die Soziologie und der Geist. Bei genauerer Betrachtung ist eine solche Zuordnung fehlerhaft, da die Unterscheidung (vor)bewusst-unbewusst nicht entlang der psychischen Struktur läuft, sondern alle drei Instanzen teilt.

⁷⁰Die neurotische oder psychogene Depression wäre, grob vereinfacht, Resultat einer überproportionalen Repression normativ unzulässiger Affekte, wie Aggression, durch das *Überich*. In Begriffen der traditionellen Psychoanalyse formuliert, würden zugunsten der sozialen Integration, nicht tolerierte Affekte mit Schuldgefühlen behaftet und verdrängt; diese Verdrängung führe zu Spannungszuständen, erfordere psychische Anstrengung und ermögliche neurotische Reaktionen.

sie auch eine Angelegenheit der Zivilisation – eine moralische Angelegenheit –, die eigenartige Quelle der Energie des modernen Menschen. (ebd. 74)

Nach dieser Annahme gestaltet sich auch der therapeutische Zugang des Heilens.⁷¹ Das Konfliktmodell zielt auf die Fähigkeit ab, sich eines verdrängten, innerpsychischen Konflikts bewusst zu werden (vgl. ebd. 169ff). Ziel sei dabei nicht dessen direkte Auflösung, sondern die Bewusstwerdung widerstrebender Kräfte und eine Stärkung der Fähigkeit deren Spannung auszuhalten. Im Mittelpunkt eines solchen Konflikts sieht Ehrenberg ein Subjekt: Die Betroffene einer neurotischen Störung ist in ihrer Lebensführung und Handlungsfähigkeit geschwächt, nicht aber im dahinterliegenden Verständnis ihrer Subjektivität als leidensfähige Trägerin eines Konflikts: „Der Neurotiker hat keine Schwäche, sondern einen unbewussten Willen, den die Therapie zu Bewusstsein bringen soll“ (ebd. 73). In diesem Sinne ist es im Konfliktmodell unpassend von „Heilung“ zu sprechen, sowohl im medizinischen Verständnis der Wiederherstellung eines früheren funktionierenden Zustands als auch in der religiösen Konnotation als (Er-)Lösung von Leid. Da die Ursache neurotischer Störungen nicht das Vorhandensein von Konflikten, sondern die fehlende *Konfliktfähigkeit* Einzelner (und dadurch bedingte Verdrängung des Konflikts) ist, kann durch eine Behandlung lediglich die neurotische Symptombildung unbewusster Konflikte durch deren Bewusstwerden verringert werden – ohne jedoch die zugrundeliegenden Konfliktpositionen zu verändern. „[H]eilen bedeutet, leiden zu können.“ (ebd. 270).⁷²

3.2.4 1940er und 1950er. Technik und Therapie

Therapie und Behandlungstechnik

Ab etwa der Mitte des 20. Jahrhunderts verschob sich aufgrund gesellschaftlicher Veränderungen und neuer technisch-biologischer Behandlungsmöglichkeiten – insbesondere Elektroschock und psychopharmakologische Medikamente – die Krankheitskonzeption der Depression vom psychoanalytischen Konfliktmodell zu einem symptom- und defizitorientierten Ansatz.

Die Neurologen Ugo Cerletti (1877-1963) und Lucio Bini (1908-1964) wendeten 1938 erstmals eine Elektroschocktherapie an Patienten mit schizophrener und/oder schwer depressiver Symptomatik an (vgl. Ehrenberg 2015, 80f).⁷³ Nach wiederholten und eindeutigen Behandlungserfolgen in Form von symptomatischer Besserung fand diese Therapie als Zusatz zur psychoanalytischen Therapie rasch

⁷¹Ausgangspunkt von Foucaults und Ehrenbergs Zugängen ist die Untersuchung des Anderen – der Gegenseite zur etablierten Normativität und Normalität, welche diese bedingen und dessen Analyse deren implizite Strukturen reflektieren kann. In derselben Umkehrung kann an dieser Stelle die Vorstellung von Heilung aufschlussreich sein, da sich darin nicht nur das Ideal der Gesundheit (und damit der moralischen Norm), sowie ein allgemeines Menschenbild zeigen, sondern auch die Teleologie des modernen Subjekts und die Praktiken (Behandlungszugänge) ihrer ethischen Ausarbeitung. Für die vorliegende Arbeit sind daher Ehrenbergs Untersuchungen zur Konzeption von Heilung in beiden Depressionskonzeptionen besonders interessant.

⁷²Sofern Einzelne notwendigerweise in gewissen, zu unterschiedlichen Graden unbewussten Konfliktspannungen stehen und die Frage nach ihrer Neurotizität nur eine nach der Reife der Abwehrmechanismen ist, fällt im Konfliktmodell die klare Unterscheidung zwischen „krank“ und „gesund“.

⁷³Dabei wird im Gehirn durch elektrische Anregung ein künstlicher epileptischer Anfall induziert. Unter dem Begriff der „Elektrokrampftherapie“ gilt eine mehrmalige Anwendung dieser Grundtechnik noch heute – jedoch unter Narkose und muskelrelaxierenden Medikamenten, um den Anfall auf das Gehirn zu beschränken und damit Schmerzen und Verletzungen vorzubeugen – als die wirksamste biologische Behandlungstechnik, auch bei schweren, Psychopharmaka-resistenten Depressionen (vgl. Paulitsch; Karwautz 2008, 47f; 141f).

Verbreitung, vor allem nach der Anwendung in der damals führenden Krankenanstalt Sainte-Anne unter dem renommierten Psychiater Herni Claude (1869-1945) (vgl. ebd. 92ff; 99f).⁷⁴

In der Nachkriegszeit begann die Entdeckung diverser psychopharmakologischer Substanzen.⁷⁵ Damit einher ging ein deutlicher Anstieg des medizinisch-psychiatrischen Forschungsinteresses für die Behandlung depressiver Zustände, sowie die Anerkennung der Psychiatrie und Psychoanalyse als medizinische Fachrichtungen (vgl. ebd. 123f). Ab der Mitte der 1970er waren effektivere Antidepressiva mit besserer therapeutischen Breite und weniger Nebenwirkungen verfügbar; damit ersetzen diese die (damals noch nebenwirkungsreiche und in den 1970ern von der Antipsychiatriebewegung stark kritisierte) Elektroschocktherapie; ihre Anwendung dehnte sich über den klinisch sorgfältig überwachten Bereich der Psychiatrie hinaus auf die Behandlungspraxis der Allgemeinmedizin aus (vgl. ebd. 195; Paulitsch; Karwautz 2008, 47). Dennoch galten Psychopharmaka – deren Wirksamkeit lange umstritten blieb – lediglich als Vorbereitung und Ergänzung der eigentlichen psychotherapeutischen Behandlung (vgl. Ehrenberg 2015, 128ff; 132f). Parallel zu diesen Entdeckungen in der Psychopharmakologie wurde Psychotherapie in der Nachkriegszeit in Krankenhäusern und medizinischen Ausbildungen fest verankert. Selbst mit den Erfolgen der Psychopharmaka galt: „Vor wie nach der Entwicklung der Psychopharmaka ist die Psychotherapie die eigentliche Behandlung [...] die Medikamente bereiten sie vor, das ist ein Gemeinplatz unter Psychiatern“ (ebd. 130). Erst in den frühen 1980er wurde die psychopharmakologische Behandlung als eigenständige Alternative zur Psychotherapie etabliert und tiefenpsychologische Ansätze der Psychotherapie zugunsten neuer quantitativer, biologisch orientierterer Zugänge verdrängt (vgl. ebd. 207).

Depression als eigenständige Krankheit – von der Ätiologie zum therapeutischen Beweis

Wurde Depression vor der Mitte des 20. Jahrhunderts als Begleitsymptom anderer neurotischer Konflikte oder Störungen klassifiziert, zeichnete sich laut Ehrenberg im Zuge dieser neuen Therapiemöglichkeiten die Depression als ein eigenständiges Störungsbild ab. Dazu habe im Verlauf des 20. Jahrhunderts eine Abkehr von dieser psychoanalytischen Dreiteilung stattgefunden, die Depression zunehmend nicht mehr nach Ätiologie, sondern nach symptomatischem Erscheinungsbild und Ansprechen auf die neuen Behandlungsmethoden unterscheiden und diagnostizieren sollte (vgl. Ehrenberg 2015, 188).

⁷⁴Insbesondere die Aussicht, dass durch Elektroschocktherapie keine produktive Wiederherstellung im reparatorischen Sinne geschehen kann, verstärkte die Vorstellung von Depression nicht als einer Verletzung, sondern einer gestörten Funktion, die auf gewissen physiologischen Mechanismen beruht (vgl. Ehrenberg 2015, 95).

⁷⁵1949 wurde von John Cade die antimaniische Wirkung von Lithium entdeckt, bislang die Medikation erster Wahl bei Manie und manisch-depressiven Störungen (vgl. Paulitsch; Krawautz 2008, 154f). 1952 entdeckten Jean Delay und Pierre Deniker mit der Substanz Chlorpromazin das erste Antipsychotikum (vgl. Ehrenberg 2015, 116). Paul Janssen entdeckte 1958 die Substanz Butyrophenone, welche ebenfalls antipsychotisch, aber weniger sedierend wirkt. Antipsychotika wurden primär für Schizophrenie und Psychosen entwickelt, werden aber heute auch bei Depressionen, Angststörungen, Erregungszuständen, Demenz und psychomotorischen Störungen eingesetzt (vgl. Anditsch et al. 2017). 1954 entdeckte Frank Berger Meprobramat, das erste Anxiolytikum. 1957 wurde schließlich von Roland Kuhn mit Imipramin die erste Substanz entdeckt, die primär als Antidepressivum verwendet wurde. Heute gibt es bei Antidepressiva diverse Substanzklassen; trizyklischen Antidepressiva, zu denen auch Imipramin gehört, werden kaum mehr verwendet. Stattdessen werden seit ca. 2000 hauptsächlich SSRI (Selektive Serotonin Wiederaufnahmehemmer) eingesetzt (vgl. Ehrenberg 2015, 195; 233).

Ehrenberg versinnbildlicht die diskursive Wendung von ätiologischen zu symptomatisch-therapeutischen Diagnosen an zwei Positionen in den USA ab den 1960ern und in Frankreich ab den 1970ern. Einerseits führten einzelne Mediziner und Forscher, etwa der US-amerikanische Psychologe Adolf Meyer (1866-1950) oder der französische Pionier internationaler Psychiatrieforschung Henri Ey (1900-1970), die psychoanalytische Sicht fort, dachten psychische Störungen als komplexe Reaktionen auf psychosoziale Umstände und die Frage der individuellen Ätiologie und Konfliktdynamik als Schlüssel zur Heilung (vgl. ebd. 134f, 205). Auf die andere Seite stellt Ehrenberg die primär zu Forschungszwecken entwickelten internationalen Diagnosekodizes DSM und ICD, welche als explizit „a-theoretische“ Symptombeschreibungen ausgelegt mit jeder Neuauflage bestehende psychoanalytische Annahmen tilgten (vgl. ebd. 210f; 216).⁷⁶ Ein Angelpunkt der fachlichen Auseinandersetzungen in den USA war die Beobachtung, dass diverse Behandlungstechniken, vor allem Antidepressiva, unterschiedlich wirkten, sowohl bei verschiedenen Depressionsarten als auch bei unterschiedlichen Betroffenen einer Depressionsart (vgl. ebd. 200ff; 125f; 132). So wirkten etwa neue psychopharmakologische Substanzen bei endogenen Depressionen, nicht aber bei neurotischen (vgl. ebd. 119ff); Elektroschocktherapie wirkte hingegen nur bei Depressionen mit ausgeprägtem Schweregrad (vgl. ebd. 106). Als diese Unterschiede nicht anhand der psychoanalytischen Dreiteilung exogen-endogen-neurotisch erklärt werden konnten, wurde die Aufdeckung der zugrundeliegenden ätiologischen Wirkmechanismen sowie der Vermittlungsanspruch von psychoanalytischer Theorie und technisch-biologischer Praxis zunehmend zugunsten einer symptomorientierten Diagnostik und Therapie vernachlässigt (vgl. ebd. 103, 145ff; 199f). Ehrenberg beschreibt eine ähnliche Tendenz unter anderen institutionellen Rahmenbedingungen in Frankreich ab den 1970ern (vgl. ebd. 206ff).

Hatte die Psychoanalyse von den 1960ern bis zu den späten 1970ern ihre stärkste Wirkung im psychiatrischen Diskurs und der medizinischen Praxis, so sei laut Ehrenberg nach den 1980ern die Trennung der Psychiatrie und wissenschaftlicher Forschung mit primär standardisiert-deskriptiver Diagnostik und psychopharmakologischer Behandlung von der ätiologisch-personell orientierten psychoanalytischen Psychotherapie vollzogen worden (vgl. ebd. 207f). Erstere setzte sich in der Krankheitskonzeption und Diagnostik der Depression durch, wodurch diese pragmatisch über ihre Therapierbarkeit definiert wurde: als „therapeutischer Beweis“ (ebd. 43) wurde sie im Rückschluss als das bestimmt, was durch eine gewisse Behandlung reduziert werden konnte: Elektroschock- und psychopharmakologische Therapie sind dabei Behandlungsmethode *und* Diagnostik (vgl. ebd. 100; 192).⁷⁷ Diese Zugänge ordnet Ehrenberg einer defizitorientierten Krankheitskonzeption zu (siehe Abschnitt 3.2.6).

⁷⁶Deren Entwicklung und Verbreitung sei nach Ehrenberg durch mehrere Einflüsse – auch hier zeigt sich die diskursive Verwobenheit – verstärkt worden: die Ansätze der Psychiatrie und internationalen Forschung, der Versuch mit wissenschaftlichen Belegen der Kritik der Antipsychiatriebewegung zu entgegnen, eine wachsende pharmakologische Industrie sowie Standardisierungsansprüche der entstehenden Sozialversicherungen und Bundesbehörden (vgl. Ehrenberg 2015, 205f).

⁷⁷Dass dabei Fragen der Ätiologie, der individuellen Ausprägung und des Einflusses des Umfeldes nicht miteinbezogen werden, wird in folgenden Abschnitten insofern bedeutsam, dass der immanent gesellschaftskritische Impuls einer Krankheit, die davor als ein Stellvertreterkonflikt von Gesellschaft-Einzeln interpretiert werden konnte, verloren geht.

Ehrenberg konstruiert keine Gegenüberstellung von Theorie (als Erklärungsmodell und Ätiologie) und Praxis (als Behandlung), sondern zeichnet Auseinandersetzungen in medizinisch-psychiatrisch-psychotherapeutischen Fachbereichen nach, die versuchten, diverse Aspekte von Theorie und Behandlung zu verbinden (vgl. ebd. 130ff). Er wendet sich gegen eine rein materielle Depressionsgeschichte und behauptet, die Entdeckung neuer Therapiemöglichkeiten reiche nicht aus, um die Konsolidierung der Depression als eine eigenständige Krankheit zu erklären.⁷⁸ Die Technikgeschichte der Depression müsse mit einer Untersuchung ihrer gesellschaftlichen Verankerung, ihres symptomatischen Erscheinungsbilds (siehe Abschnitt 3.2.6) und einer ideengeschichtlichen Analyse ihrer Krankheitskonzepte (siehe Abschnitte 3.2.3 und 3.2.6) einhergehen (vgl. ebd. 44f).

3.2.5 1960er und 1970er. Diskursives Feld: Psychiatrie, Allgemeinmedizin und Medien

Ehrenberg betrachtet neben der Entwicklung dieser Krankheitskonzepte auch sprachliche und institutionelle Praktiken des diskursiven Umfelds der Depression. Insbesondere in der verbesserten klinisch-psychiatrischen und allgemeinmedizinischen Versorgung sowie den die Depression popularisierenden Medien habe – in diskursanalytischen Begriffen – eine diskursive Intensivierung die bis zur Nachkriegszeit dominante Achse der Wissenschaft-Psychoanalyse, aber auch die Begriffsschärfe der Depression abgeschwächt (vgl. Ehrenberg 2015, 109; 155f).

Psychiatrie

In der wissenschaftlichen Forschung sei es ab den 1960ern zu einer Zunahme an Studien, Abhandlungen und fachlichen Auseinandersetzungen gekommen; damit habe sich die institutionelle, klinische Medizin des vormals primär von der Psychoanalyse behandelten Krankheitsbilds der Depression angenommen. Daraus seien nicht nur ein gesteigertes Volumen wissenschaftlicher Forschung, sondern auch neue psychiatrische Institutionen und deren Vernetzungen entstanden: 1950 fand der erste Weltkongress für Psychiatrie statt, vier Jahre später die erste von mehreren psychiatrischen Konferenzen zu depressiven Zuständen; psychiatrische Gesellschaften wurden gegründet und die Menge wissenschaftlicher Forschung zu Depression und psychischen Erkrankungen allgemein stieg rapide an (vgl. Ehrenberg 2015, 88ff; 124).

⁷⁸Ehrenberg argumentiert nicht deduktiv aus einem diskurs- oder geschichtsphilosophischen Ansatz, sondern mit zwei empirischen Argumenten. Erstens seien die neuen Therapiemöglichkeiten lange als therapeutische Ergänzung gesehen worden (vgl. Ehrenberg 2015, 128). Zweitens sei in anderen Fällen technischen Fortschritts kein eigenständiges Krankheitsbild hervorgegangen: Die in den 1960ern neu entdeckten Anxiolytika konnten Angstsymptome (die anfangs ähnlich verbreitet waren wie depressive Symptome) besser behandeln; anders als Depression wurde Angst aber weiterhin als einzelnes Symptom einer tieferliegenden psychischen Störung, nicht als eigenständiges Krankheitsbild beurteilt (vgl. ebd. 43). Anzumerken ist hier, dass in den neuen Auflagen der internationalen Kodizes Angstsymptome sehr wohl als eigenständige psychische Störungen klassifiziert werden – sofern keine andere Erkrankung mit Angst als Nebensymptom diagnostiziert werden kann (vgl. ICD-10 F41; F42).

Allgemeinmedizin

Außerhalb des psychiatrischen Diskurses habe die Depression in den späten 1960ern allgemeinmedizinische und gesellschaftliche Integration und Verbreitung gefunden: der wissenschaftlich belegte Behandlungserfolg des Elektroschocks, der Psychopharmaka und – mit Lester Luborskys (1975) großangelegter Studie – auch der Psychotherapie, hob endgültig das Vorurteil der Simulation oder Charakterschwäche auf und legitimierte die medizinisch-therapeutische Behandlung depressiver Störungen (vgl. ebd. 42; 109; 141; 137; 230). „Die Medizin bietet Therapien und lehrt die Sprache des Leidens: So schafft sie eine Kultur, die Nachfrage entstehen lässt, sie eröffnet den Markt der psychischen Gesundheit.“ (ebd. 61) Diese Nachfrage wurde nach der Zulassung und Vermarktung von neuen Antidepressiva in der Mitte der 1970er zunehmend von jenem Berufsstand der Allgemeinmedizin erfüllt, welcher davor aufgrund mangelnder Therapiemöglichkeiten kaum eine Rolle in der Depressionsbehandlung spielte (vgl. ebd. 82f; 189; 137; 230). Dabei ordnete sich das Krankheitsmodell der Psychoanalyse, ob seiner geringen Brauchbarkeit in allgemeinmedizinischer Behandlungspraxis, diesen neuen biologischen Therapien unter (vgl. ebd. 217). Überdies unterscheidet sich in den 1970er und 1980er die Allgemeinmedizin von klinisch-psychiatrischer Depressionsbehandlung zunehmend durch ungenaue Diagnostik, symptomorientierte, psychopharmakologische Kurztherapie ohne längere psychotherapeutischen Behandlung und übermäßige Anwendung von Antidepressiva bei diversen, auch nicht-depressiven Beschwerden (vgl. ebd. 193f).

Gesellschaft und Medien

Als dritte Entwicklung im diskursiven Feld der Depression nach dem Zweiten Weltkrieg untersucht Ehrenberg die Popularisierung der Depression in den Medien. Deren Berichterstattung entschärfte die vormalige Stigmatisierung sowie die Scham- und Schuldgefühle Betroffener, indem Depression als eine Reaktion gesunder Menschen auf Stress und psychische Konflikte, anstatt als Verrücktheit, Charakteranlage oder moralische Schwäche, dargestellt wurde (vgl. Ehrenberg 2015, 157ff). Diskursanalytisch formuliert verändert sich damit die diskursive Position Betroffener (sowohl ihre gesellschaftliche Lage als auch ihre Selbstidentifikation) zu einer weniger sanktionierten und peripheren Positionierung. Zweitens etablierte die mediale Debatte laut Ehrenberg eine innere, psychische Befindlichkeit als öffentliches Thema; sie schuf eine „Grammatik des Inneren für die Masse“ (ebd. 156), mit welcher psychische Leiden gedacht, versprachlicht und erlebt werden konnten:

Die psychische Störung löst sich vom Wahnsinn, sie erstreckt sich auf sehr unterschiedliche alltägliche Probleme. [...] Die Ausweitung des Pathologischen begünstigt den Eintritt des Innenlebens in den öffentlichen Raum und steht am Beginn seiner Institutionalisierung. (ebd. 161)

In Frankreich etwa sollen die Wochenzeitschriften *Elle*, *Marie Claire*, und *L'Express*, diverse Erzählungen Betroffener – etwa Pierre Daninos *Le 36 Dessous* (1966) oder Jacqueline Michels *La Déprime* (1972) und populäre Gesellschaftskritik (Toffler *Zukunftsschock*, 1970) – dazu beigetragen

haben, die kollektive Aufmerksamkeit auf ein prekäres Innenleben nicht nur kranker, sondern auch gesunder Menschen zu lenken und psychisches Leiden als eine übliche Erscheinung des modernen Menschen anzusehen (vgl. ebd. 150; 158f). „Die Medien verringern die Scham oder die Schuld, die jeder darüber empfinden könnte, dass er öffentlich über seine persönlichen Probleme spricht (die Depression kann die Gesündesten treffen); sie geben ihnen eine gesellschaftliche Legitimation.“ (ebd. 160) Mit der Medialisierung des von Psychotherapie, Wissenschaft und Psychiatrie bereitgestellten Vokabulars habe diese Innerlichkeit und ihre Dynamik einen realen Charakter für die Alltagserfahrung Einzelner erhalten (vgl. ebd. 154). Die Allgemeinmedizin und Medien

prägten *allgemeine* Bezeichnungen für etwas, das *jeder* in seinem eigenen Inneren auf unbestimmte Weise empfinden mag. Diese Elemente tragen allesamt dazu bei, dem Psychischen einen Ort in der Gesellschaft zu verschaffen, eine eigene Sprache der Psyche zu institutionalisieren. (ebd. 142).⁷⁹

Laut Ehrenberg trugen diese drei diskursiven Entwicklungen – die Auseinandersetzungen der zunehmend wissenschaftlich anerkannten Psychiatrie, die neuen Behandlungsmöglichkeiten der Allgemeinmedizin und die mediale Popularisierung – dazu bei, dass in den frühen 1970ern die Depression ihre Position als psychische Modekrankheit mit der höchsten Prävalenzrate einnahm. Die Depression habe dabei jedoch ihre vormalige ätiologische bzw. später symptomatische Definitionsschärfe verloren und sich in vage, vielseitige und teilweise für eine depressive Symptomatik untypische Symptome aufgelöst; wichtig wird zunehmend die Auswahl eines wirksamen Medikaments, statt einer Erforschung der Entstehungsgeschichte (vgl. ebd. 188; 198; 193f; 203): „Die Depression wird eine gesellschaftlich akzeptable Störung, dafür verliert sie aber ihre medizinische Bedeutung.“ (ebd. 141)

3.2.6 1980er und 1990er: Die moderne Depression

Erscheinungsbilder der Depression

In Übereinstimmung mit dem diskursanalytischen Axiom, dass kein Phänomen gesellschaftsunabhängig existiere, habe sich nach Ehrenberg das Erscheinungsbild einer depressiven Symptomatik im Laufe des 20. Jahrhunderts gewandelt. In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts sei Depression hauptsächlich als psychisches Leiden von Traurigkeit, Schwermut und Pessimismus bestimmt und auf den Verlust von frühkindlichen oder intensiven Beziehungen zurückgeführt worden; in den psychoanalytisch-konfliktorientierten 1960er und 1970er Jahren seien die Hauptsymptome Angst, Schuldgefühle und Nervosität gewesen (vgl. Ehrenberg 2015, 189).

Mit der medialen Popularisierung, der Entwicklung neuer Antidepressiva und deren verbreiteter Anwendung in der Allgemeinmedizin nehme die Depression ab der Mitte des Jahrhunderts ein anderes

⁷⁹Spannend für das nachfolgende Kapitel zur modernen Individualität ist der darauffolgende Satz dieses Zitats zur Wirkung der Medialisierung dieser Konzeption von Depression: „Damit er geheilt werden konnte, musste sich der Patient für seine Psyche interessieren. Er konnte nicht auf seine Krankheit reduziert werden, er musste das Subjekt seiner Konflikte sein“ (Ehrenberg 2015, 142). Die mediale Betonung der krankmachenden inneren Konflikte, welche weniger aus individueller Schwäche als der gesellschaftlichen Stellung Einzelner resultieren, spiegelt das psychoanalytische Konzept der neurotischen Depression wider.

Erscheinungsbild an: „die Depression, mit der sich die Allgemeinmediziner befassten, [war] nicht dieselbe wie die, die von den Psychiatern behandelt“ und konzipiert wurde (ebd. 193f). In der klinischen Psychiatrie und Psychoanalyse wurden für die Depression nach dem Zweiten Weltkrieg zusätzlich zum früheren Verständnis nun die Begriffe der Stimmung und des affektiven Leidens relevant (vgl. ebd. 170). In allgemeinmedizinischen Praxen hingegen seien vor allem Beschwerden von Angst, Schlaflosigkeit und Erschöpfung verbreitet gewesen – Symptome, auf welche die neuen Antidepressiva besser wirken als auf die früheren Symptome der Traurigkeit oder Verstimmung (vgl. ebd. 190ff). Ehrenberg schreibt, dass nach der Medialisierung neuer Symptome – Angst, Schlaflosigkeit, Erschöpfung – diese vermehrt in allgemeinmedizinischen Praxen auftraten; jene Symptome hingegen, die nicht medial propagiert wurden, seltener (vgl. ebd.).⁸⁰ Diese veränderte Symptomatik der Patientinnen habe wiederum das Krankheitskonzept der Depression, die Behandlungszugänge, sowie das Forschungsinteresse und die populärmediale Diskussion dazu beeinflusst (vgl. ebd. 175; 190).

Ausgehend von diesen Verschiebungen – und von gesellschaftlichen Veränderungen der Autoritätsstrukturen und Normen, siehe folgendes Kapitel – beschreibt Ehrenberg eine weitere Verschiebung der typischen Depression in den letzten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts: „Der Begriff der Depression, der zwischen der Entwicklung des Elektroschocks und dem Beginn der 1970er Jahre entstanden ist, verändert sich“ (ebd. 197) hin zu einer Erscheinung affektiver Abstumpfung, Gleichgültigkeit und fehlender Initiative (vgl. ebd.; 226). Ab den 1980ern und 1990ern formiere sich Depression um die früher nebensächlichen Symptome der inneren Leere und einen Komplex aus psychomotorischer Verlangsamung, Hemmung und Handlungsstörung (vgl. ebd. 154; 174ff; 189; 231; 250ff). Die gedrückte Stimmung der Depression wird nun nicht ursächlich für, sondern als Folgeerscheinung von physiologischer Verlangsamung und Hemmung gesehen (vgl. ebd. 227f). Überdies trete in Kombination dazu eine psychische Erscheinung auf, welche nach Ehrenberg wesentlich mit dieser veränderten Symptomatik verbunden ist: eine verunsicherte bzw. geschwächte Identität (vgl. ebd. 225).

Defizitmodell der Depression

Ebenfalls in den 1980er setze sich jenes defizitorientierte Krankheitsmodell der Depression durch, welches seit dem Aufkommen der ersten Therapiemethoden parallel zum psychoanalytischen Konfliktmodell diskursiven Eingang gefunden hatte. Ehrenberg führt das Defizitmodell zurück auf Pierre Janet (1859-1947), einen französischen Psychiater und Vordenker der Tiefenpsychologie, dessen

⁸⁰Auch hier beschreibt Ehrenberg eine diskursanalytische Dynamik: Ausschlaggebend für Veränderungen des Krankheits- und Erscheinungsbilds ist weder, idealistisch gedacht, zunehmende (wissenschaftliche) Erkenntnis noch, materialistisch gedacht, die zweckrationale Strategie einzelner Machtpositionen, sondern die Struktur und Wechselwirkung verschiedener Diskurselemente. Gesellschaftliche und ideologische Faktoren, das Wirken gewisser Akteure in den Feldern der Psychiatrie, Wissenschaft, Psychotherapie, Medien und Patientennachfrage, neue Handlungsmöglichkeiten (Elektroschock, Psychopharmaka, aber auch die Selbstidentifikation Einzelner mit dem popularisierten Krankheitsbild), beeinflussen einander. Damit verändert sich das Krankheitsbild der Depression (wie sie als psychische Störung konzipiert wird) aber auch ihr Erscheinungsbild (wie sich Depression bei Patienten und Patientinnen gestaltet und von diesen erfahren wird). Aus einer diskursanalytischen Sicht ist es stringent, dass Veränderungen in einem Bereich des diskursiven Felds andere beeinflussen.

Forschung zu Psychotraumatologie in den 1980ern breitere Bekanntheit erlangte (vgl. Petzold 2007). Das Defizitmodell gehe nach Ehrenberg (2015, 68f) vom Menschen als funktionaler Einheit psychischer Kraft (als Summe der Lebensenergie) und psychischer Spannung (als Fähigkeit Lebensenergie zu nutzen) aus. Psychische Störungen im Allgemeinen entstünden darin aus einem Ungleichgewicht oder einer Dysfunktionalität dieser Kräfte; Depression im Besonderen sei Müdigkeit, die aus einer Funktionsstörung der Willens-, sowie der Lebens- und Entscheidungskraft resultiere.

Wie oben erwähnt, ermöglicht eine Analyse der Heilungskonzeption Rückschlüsse auf die Konzeption der normalen bzw. normativ angepassten Funktionsweise der menschlichen Psyche. Dies ist im Falle des Defizitmodells umso mehr der Fall, als die therapeutische Wirkung selbst maßgeblich die Definition der Krankheit bestimmt. Wie bereits dargelegt, definiert die – oftmals ungeklärte – Wirkung der neuen Behandlungsmethoden in einem „therapeutischen Beweis“ das Wesen, oder zumindest die Art, der Depression. Aus diesem Grund ist insbesondere beim Defizitmodell der Depression eine Analyse der Therapiezugänge interessant. Eine Heilung im Defizitmodell wirke nach Ehrenberg über die Wiederherstellung derjenigen Funktionen, deren Verminderung oder Blockade ursächlich für die Depression ist. Mit diesem Ausgangspunkt und den entsprechenden Behandlungsmethoden, setze das Defizitmodell die Existenz eines ursprünglich nicht-defizitären Menschen voraus, genauer, eines Menschen, dessen Vollständigkeit im Ausdruck persönlicher Kräfte bestehe (vgl. ebd. 75). Als Mittel zur Wiederherstellung der Handlungs- und Funktionsfähigkeit nennt Ehrenberg diverse „Techniken zur Verbesserung seiner selbst“ (ebd. 169), die gegen depressive Hemmung und Erschöpfung wirken sollen. Er erwähnt dabei unter anderem diverse Befreiungstherapien der 1960er und 1970er Jahre, das anschließende New Age und die religiösen Erneuerungsbewegungen mit Schwerpunkten auf Gemeinschaftshilfe und spirituelle Verbundenheit der 1980er, sowie die positive Psychologie ab den 1990ern (vgl. ebd. 163ff; 165f). Ebenfalls in diese Tradition seien die syndrombezogenen Ansätze der internationalen Kodizes, sowie die psychopharmakologische Behandlung einzuordnen, da diese das Individuum als Träger einer biologischen oder verhaltensmäßigen Störung betrachten, welche es zu beseitigen gilt (vgl. ebd. 213ff; 261).⁸¹

Moderne Psychopharmakologie

Bis in die 1970er war Psychotherapie (psychoanalytisch- und damit im oben genannten Sinn konfliktorientiert) die primäre Behandlung für Depressionen; diverse Psychopharmaka sollten dazu als Wegbereiter dienen. Ab den 1980ern ändert sich das, weg vom konfliktorientierten zu defizitorientierten Zugängen, welche primär über die oben genannten Therapien und die Psychopharmakologie arbeiteten.

⁸¹Insbesondere eine ab der Mitte des Jahrhunderts aufkommende Strömung kann als ein Resultat und Verstärkung dieser Verschiebung gedeutet werden: Die Verhaltenstherapie bricht mit dem tiefenpsychologischen Ansatz, innere, psychische Vorgänge zu erforschen und fokussiert sich, anfangs streng empiristisch, auf beobachtbare Phänomene des Verhaltens. Obwohl die Verhaltenstherapie seit ihren Anfängen im Behaviorismus den ihr zugrundeliegenden Begriff des „Verhaltens“ auf Gefühle und Gedankenmuster ausgeweitet hat, bleibt ihr eine grundlegende Orientierung auf die Funktionsfähigkeit des Einzelnen, welcher Ehrenbergs Beschreibung des Defizitmodells nahekommt.

Insbesondere bei letzteren gab es in dieser Hinsicht zum Ende des 20. Jahrhunderts bedeutende Veränderungen. Wurden die Neurotransmitter Serotonin und Noradrenalin bereits in den 1920ern und 1930ern entdeckt, so wurde erst in den 1980ern mit den neu entwickelten Selektiven Serotonin Wiederaufnahme Hemmer (SSRI) die neurochemische Verwobenheit von Serotonin in diverse physische und psychische Vorgänge auf ein Psychopharmaka fokussiert, welches mit weniger schweren Nebenwirkungen auf depressive Symptome zu wirken scheint – vor allem stimulierend und hemmungslösend und somit auf die neuen Symptome der 1980er und 1990er (vgl. Ehrenberg 2015, 237ff). Ab den 1980ern sollten nach psychiatrischer Fachmeinung Psychotherapie und Psychopharmakologie kombiniert werden; in der Praxis ersetzen die letztere aber zunehmend die erstere.⁸²

Ehrenberg verzeichnet mit der Verbreitung der SSRI drei diskursive Verschiebungen in der Verwendung und Bedeutung der Psychopharmaka zur Depressionsbehandlung. Erstens sei damit eine „Rebiologisierung der Depression“ zu verorten, in welcher Depression als eine normale Krankheit bewertet wird (ebd. 235). Zweitens trete mit ihnen nicht nur die Frage auf, inwiefern Psychopharmaka die Persönlichkeit(-struktur) verändern, sondern sie verweisen auch darauf, dass dies erstrebenswert oder beabsichtigt sein kann (vgl. ebd. 125ff). Damit verbunden ist die dritte Verschiebung, in welcher die Anwendung von psychotropen Medikamenten sich nicht mehr auf die Therapie von krankheitswertigen Störungen und Leidenszuständen beschränkte, sondern als eine Möglichkeit zur Steigerung der Lebensqualität gesehen worden sei, als „Doping“ statt einer (heilenden) Droge (vgl. ebd. 277).

Fachlich problematisch sei die Tatsache, dass heute Antidepressiva nicht nur bei einer, wie auch immer gearteten, depressiven Symptomatik wirken, sondern bei einer Vielzahl anderer psychischer Störungen, etwa Angst- und Belastungsstörungen, Ernährungsstörungen, Substanzabhängigkeiten oder Impulsivitätsstörungen, auch wenn diese keine depressive Komorbidität aufweisen (vgl. ebd. 228). Da jedoch das Krankheitsbild der Depression anhand ihrer Therapierbarkeit festgelegt wurde, stellt die Vielseitigkeit ihres Therapeutikums dieses in Frage: „Alles wird zur Depression, weil Antidepressiva auf alles wirken. Man kann alles behandeln, man weiß aber nicht mehr genau, was heilbar ist“ (ebd. 254).

⁸²Unklar bleiben dabei nach Ehrenberg nicht nur ihre genauen Wirkmechanismen, sondern auch das Ausmaß ihrer Wirksamkeit (vgl. 2015, 236ff). Diese Unklarheit erstreckte sich nicht nur auf den diagnostischen Bereich, sondern auch auf die psychopharmakologische Therapie: die Wirkungsmechanismen der Psychopharmaka seien nach wie vor unklar, die Wirkung bestimmter Antidepressiva individuell kaum abschätzbar, die Prognose bei Depression schlecht und wegen hoher Rückfallsquoten sei prophylaktische Langzeittherapie notwendig (vgl. Ehrenberg 2015, 258ff, 260f). Ehrenberg kritisiert hier nicht nur die Chronifizierungstendenzen in der Psychopharmakotherapie, sondern auch in Langzeitpsychotherapien, welche die Ursachen der Depression nicht beheben (vgl. ebd. 271f).

Die standardisierte Depression

Unter anderem bedingt durch diese ungeklärte Diskrepanz zwischen ätiologischer Theorie und praktischer Therapiemöglichkeiten festigte sich bis zum Ende des 20. Jahrhunderts eine standardisiert-deskriptive Konzeption der Depression. Hierbei war vor allem die psychiatrisch-wissenschaftliche Forschung maßgebend, genauer, die Zusammenfassung ihrer Ergebnisse in den internationalen Diagnosekodizes DSM⁸³ und ICD, welche nicht nur für die Forschung und Diagnostik, sondern auch für das Versicherungswesen und andere diskursive Institutionen maßgebend sind. Der DSM (*Diagnostic and Statistical Manual of Mental Disorders*) ist die offizielle Diagnoseleitlinie der American Psychiatric Organisation und war zur Zeit von Ehrenbergs Recherche in der revidierten vierten Auflage, DSM-IV-R, veröffentlicht – 2013 folgte der DSM-V, welchen Ehrenberg in der zweiten Auflage von *Das Erschöpfte Selbst* (2015) integriert.

In der ersten Auflage des DSM (1952) sei „neurotische Depression“ nach Ehrenberg noch als eine „extreme depressive Reaktion, die auf einen inneren Konflikt oder ein identifizierbares Ereignis zurückgeht“ beschrieben (ebd. 212). Mit dem DSM-III wurden psychoanalytische Terminologie und Theorie durch einen symptomatisch-deskriptiven Ansatz ersetzt. Die Diagnosesysteme des DSM-III, DSM-III-R und DSM-IV waren jedoch multiaxial: (1) psychologische Diagnostik, (2) Persönlichkeitsstruktur, (3) gegenwärtiger somatischer Zustand, (4) psychosoziales Umfeld und (5) allgemeine Funktionsfähigkeit (vgl. Ehrenberg 2015, 204; 212; DSM-IV, 296). In den DSM-V (2013) wurden dann nur die erste und fünfte Achse übernommen, also die psychische Symptomatik und das Funktionsniveau, während Persönlichkeit (als Struktur und Dynamik), soziales Umfeld und körperliche Verfassung ausgeblendet wurden (vgl. ebd.; DSM-V, 296).⁸⁴ Gegenwärtig ist nach DSM-V Depression zu diagnostizieren, wenn mindestens fünf der folgenden Symptome über mindestens zwei Wochen zu beobachten sind (vgl. DSM-V, 217):

- (1) depressive Verstimmung (umfasst Traurigkeit, Leere und/oder Hoffnungslosigkeit)
- (2) Verlust an Interesse/Freude
- (3) Gewichtsverlust oder -zunahme
- (4) Insomnie oder Hypersomnie
- (5) psychomotorische Verlangsamung oder Unruhe, Müdigkeit
- (6) Gefühle von Wertlosigkeit oder Schuld
- (7) verringerte Entscheidungs- oder Konzentrationsfähigkeit
- (8) Suizidgedanken oder -versuche

⁸³DSM-I 1952 und DSM-II 1968 blieben auf den amerikanischen Raum beschränkt. Mit dem DSM-III 1980 (Revision 1987) wurden erstmalig umfassende Studien ausgewertet und ein Kodex geschaffen, der diskursiv sowohl in den USA als auch in Europa in Medizin- und Gesellschaftsbereichen diskursiv wirksam wurde.

⁸⁴Hier sieht man einen Hinweis auf eine Entwicklung, die in Abschnitt 3.4.3 und in der Diskussion aufgegriffen wird: Die zunehmende Ausblendung gesellschaftlicher und umstands-bezogener Faktoren zugunsten einer Betonung der Eigenverantwortlichkeit, durchaus in Sinne Ehrenbergs als eine umfassende Selbstkontrolle, auch über Umstände außerhalb realistischer Kontrolle. Das vielbeschworene „biopsychosoziale Modell“ kann dieser Entwicklung nicht entgegenwirken: die biologischen und psychologischen Aspekte werden aus ihrer Definition notwendigerweise als vom Einzelnen ausgehend gedacht. Die soziale Komponente trägt zwar die Möglichkeit einer gesellschaftskritischen Bewertung individueller Störungen, eine Perspektive, die jedoch kaum genutzt wird, weil mit „sozial“ meist das unmittelbare, persönliche Lebensumfeld des Familien-, Freundes- und Arbeitskreises, nicht aber gesellschaftlich-normative Zusammenhänge gedacht werden.

Der zweite international gültige Diagnoseschlüssel ist das fünfte Kapitel der *Internationalen Klassifikation der Krankheiten* (ICD) der Weltgesundheitsorganisation (WHO), in der aktuellen Auflage ICD-10.⁸⁵ Darin wird zwischen verschiedenen Formen von Depression unterschieden, jedoch nicht nach Ätiologie oder Erscheinungsbild, sondern nach Schweregrad gemessen, genauer nach Intensität oder symptomatischer Ausprägung, welche durch die Anzahl vorhandener Symptome festgelegt wird (ICD-10 V, F32; F33).⁸⁶ Die Symptome werden in Haupt- und Nebensymptome eingeteilt; für die Diagnose einer Depression müssen über mindestens zwei Wochen mindestens zwei der drei Hauptsymptome auftreten:

- (1) gedrückte Stimmung
- (2) Interessensverlust und/oder Freudlosigkeit
- (3) Verminderung des Antriebs, erhöhte Ermüdbarkeit

sowie mindestens eines der Nebensymptome:

- (1) verminderte Konzentration und Aufmerksamkeit
- (2) vermindertes Selbstwertgefühl und Selbstvertrauen
- (3) Schuldgefühle und Gefühle von Wertlosigkeit
- (4) Negative und pessimistische Zukunftsperspektiven
- (5) Suizidgedanken, erfolgte Selbstverletzung oder Suizidhandlungen
- (6) Schlafstörungen
- (7) Verminderter Appetit

Trotz hoher Prävalenz und intensiv erforschter Behandlungsmethoden im psychopharmakologischen Bereich stimme am Ende des 20. Jahrhunderts laut dem von Ehrenberg zitierten Psychiater J. C. Scotto (in: Ehrenberg 2015, 111) das Urteil „immer noch, demzufolge wir die Depression immer besser behandeln können, aber immer weniger verstehen, was wir da behandeln“. Die modernen Diagnoseschlüssel und Typisierungen von DSM und ICD verschleiern und kodifizieren das Chaos, statt es zu lösen – so beschreibt Herman von Praag (in: ebd. 112), ein ebenfalls von Ehrenberg zitierter, renommierter Depressionsforscher, die Situation in den 1990ern. Ein Grund für die inhärente Schwierigkeit einer klaren Diagnose sei nach Ehrenberg die Kombination aus Universalität und Heterogenität: Einerseits habe die Depression eine hohe Prävalenz in der Bevölkerung (Universalität), andererseits ein äußerst variables Krankheitsbild (Heterogenität) (vgl. ebd. 114).

3.3 Ehrenbergs Grundbegriffe

3.3.1 Sozialpathologie

Ehrenberg greift den im 20. Jahrhundert von der Psychoanalyse entwickelten und in der Kritischen Theorie vielfach verwendeten Begriff der „Sozialpathologie“ (2015, 9) als konzeptionelles Fundament für *Das Erschöpfte Selbst* auf. Dieser beinhaltet zwei Annahmen: (1) Einzelne stehen derart in

⁸⁵Ab 2022 gilt der 2018 veröffentlichte ICD-11, welche kaum Änderungen der Depressionsdiagnose enthält (vgl. ICD-11, 5D).

⁸⁶Somit ist es für die Diagnose gleichgültig, ob das Hauptsymptom Verstimmtheit oder Ermüdbarkeit ist, ebenso, ob als Nebensymptome verminderte Konzentration und Appetit oder Schuldgefühle und Suizidgedanken auftreten.

gesellschaftlichen Beziehungen, dass diese individuelle Leiden verursachen, und (2) diese Leiden spiegeln gesellschaftliche Konflikte und Strukturen wider (vgl. ebd. 9f). Dass Einzelne durch ihre Stellung in sozialen Konfliktpositionen Leid erfahren, ist für Ehrenberg keine Notwendigkeit – wie vom Wortschöpfer der Sozialpathologie Freud (1931) behauptet – sondern Resultat ungerechter oder repressiver sozialer Verhältnisse (Ehrenberg 2015, 9f). Die Interpretation solcher Sozialpathologien trage ein subversives und transformatives Potential in sich, sofern über die gesellschaftliche Ideologie hinaus der Rückschluss auf die leiderzeugenden Strukturen gelingt. Die gegenwärtig erhöhte Prävalenz der Depression etwa sei Reaktion und symbolischer Ausdruck gegenwärtiger Normen der Individualität (vgl. ebd. 26f; 223f).

Obschon ein Grundbegriff Ehrenbergs, ist das Axiom einer solchen Wechselwirkung näher zu beleuchten. Ehrenberg tritt in die Tradition oder zumindest die Nähe der Frankfurter Schule und Kritischen Theorie, welche ebenfalls einen Grundgedanken der Psychoanalyse, die Wahrnehmungsverzerrung durch innerpsychische Konfliktdynamik, mit soziologischen Analysen materieller und ideologischer Strukturen verbanden (vgl. Brunner 2015). Ehrenberg legt seine Analyse weniger auf die materiell-gesellschaftliche Ätiologie psychischer Störungen als auf eine Untersuchung ihrer normativen Bedeutung und Interpretation aus (vgl. Ehrenberg 2015, 13). Er unterscheidet dabei zwei Ebenen sozialer Pathologie: einerseits als individuelle oder gruppenspezifische Ätiologie innerhalb eines gesellschaftlichen Verhältnisses, andererseits als reaktives Massenphänomen auf eine etablierte Normativität, in welcher psychische Krankheit eine Form von Widerstand darstellt (vgl. ebd. 14). Ehrenberg selbst grenzt sich von der normativen Ausrichtung der Kritischen Theorie der Frankfurter Schule ab. Ähnlich wie Karl Marx' neutrale Beschreibung systematischer Ausbeutung der kapitalistischen Produktionsweise auch ohne eigenes normatives Engagement ausreichen sollte, um starkes politisches Potential zu generieren, erklärt Ehrenberg die Erarbeitung einer deskriptiv-empirischen Grundlage für anderorts nachfolgende normativ-politische Auseinandersetzung und Tätigkeit als sein Ziel (vgl. ebd. 35f).

Wenn sich etwas durch Beschwerden widersetzt, dann deshalb, weil man an etwas leidet. Zu leiden, liefert natürlich auch Gründe [politisch, Anm. CD] zu handeln. Es geht [...] um eine Erhellung der sich durchdringenden Ebenen [...] wie sich unsere gesellschaftlichen Formen des Handelns und Erleidens wechselseitig durch die zunehmende Imprägnierung mit kollektiven Autonomievorstellungen verändern. (ebd. 15)

Hier zeigt sich eine Diskrepanz zu Foucaults theoretischen Grundnahmen, in welchen Objektivität und neutrale Wissenschaft jenseits diskursiver Normativität undenkbar sind. Aus einer positivistischen Perspektive wäre Ehrenbergs Verständnis der Sozialpathologie und das Ziel ihrer neutralen Beschreibung durchaus zu bejahen. Was wie axiomatische Diskrepanz von Foucaults und Ehrenbergs Zugängen scheint, zeugt bei näherer Betrachtung eher von einer fehlenden philosophisch-theoretischen Verankerung des Sozialpathologiebegriffs. Denn Ehrenbergs übrige Begriffe und seine Analysen gehen, eindeutig von einer gesellschafts-relativistischen, diskursanalytischen Perspektive aus. Er begründet nicht, warum der Begriff der Sozialpathologie dabei eine Ausnahme sein sollte – diese

Ausnahmestellung relativiert die Tragweite des Sozialpathologiebegriffs und Ehrenbergs Zielsetzung einer neutralen Deskription.

Foucaults Macht- und Subjektivierungstheorien legen ein philosophisches Fundament, für die Analyse individueller Pathologien und problematischer Gesellschaftsstrukturen. Ergänzt man Ehrenbergs sozialpathologische Wechselwirkung von Depression und Gesellschaft mit Foucaults Diskursbegriff, ergibt sich ein in Folgendem konstruierter, fruchtbarer Begriff für weitere Analysen. Dazu sei angemerkt, dass diskurstheoretisch die Konzeption eines Verhältnisses Einzelne-Gesellschaft selbst ein Produkt des modernen Diskurses und keinesfalls eine anthropologische Konstante bleibt. Die Konzeption dieses Verhältnisses, welche Ehrenbergs Sozialpathologie zugrunde liegt, ist auf Freuds These zurückzuführen, Einzelne müssten notwendigerweise für das Leben in der Gemeinschaft ihre Triebregungen und Wunscherfüllung einschränken (vgl. Freud 1931, 21ff; 1933).

3.3.2 Mentale Gesundheit

Ehrenberg nutzt den Begriff der Sozialpathologie als Scharnier um die Verbindung zwischen gesellschaftlichen Veränderungen und der Prävalenz psychischer Erkrankungen zu begründen. Eine zentrale Rolle spielt dabei sein Konzept der mentalen Gesundheit, welches das Maß der Anpasstheit an gesellschaftliche Normen bezeichnet.

Ehrenberg zeichnet drei Entwicklungen auf, die Mitte des 19. Jahrhunderts beginnen und die die ideologische Grundlage für die moderne Vorstellung von mentaler Gesundheit bilden. Zusammenfassend könnte man diese als eine Verschiebung des Konzepts seelischer Gesundheit vom Geist zur Psyche bezeichnen. Ehrenberg differenziert (I) eine Biologisierung, Sozialisierung und Psychologisierung des Geistes, (II) eine Dezentrierung des Bewusstseins und (III) eine Sensibilisierung gegenüber dem eigenen Inneren.

I. Ehrenberg sieht in der Entstehung und den Ergebnissen der neuen Wissenschaften der Psychologie, Biologie und später auch der Soziologie eine Verschiebung in der Konzeption des Geistes. Dieser verliere seine Stellung als autonome Substanz, die sich in Vernunft und Willen ausdrückt, und werde stattdessen in Körper, Psyche und Gesellschaft eingebettet und von diesen – mehr oder minder – determiniert (vgl. Ehrenberg 2015, 48). Dabei verschiebe sich Ehrenberg zufolge die Vorstellung von Geisteskrankheiten als Störungen der Vernunft zu Störungen des Körpers, der Psyche und/oder zum Resultat sozialer Strukturen. Psychische Störungen bilden damit nicht mehr in Foucaults Sinn das konstitutive Gegenstück der Vernunft und des bewussten Willens (vgl. Foucault 1969, 7ff). „Die Geisteskrankheit ist nicht so sehr das Andere, das für die Vernunft unerreichbar ist, als vielmehr einer ihrer Pole“ (Ehrenberg 2015, 51) – und als Teile der Norm ist sie „Krankheiten des normalen Menschen“ (ebd. 76).

II. Eine ähnliche Verschiebung weg von Geist, Vernunft und Wille vollzieht sich in Hinblick auf die Konzeption des Bewusstseins. Dieses sei nach Ehrenberg primär durch die Entdeckung der Reflexe und

die Psychoanalyse „dezentriert“ worden (ebd. 56ff). Die Erforschung physiologischer Reflexe (Reize, die über Nervenbahnen im Rückenmark laufen) stellte Konzepte des Willens und Bewusstseins, sowie Handlungsbegriffe in Frage und öffnete einen Bereich menschlichen Handelns, in welchem das Bewusstsein eine nachgelagerte Instanz zu sein scheint.⁸⁷ Dass die Psychoanalyse mit ihren Entwürfen des Vor- und Unbewussten eine zusätzliche, dezentrierende Wirkung auf Bewusstseinskonzeptionen hatte, muss hier kaum weiter ausgeführt werden. Ehrenberg sieht in den Reflexen und der Psychoanalyse die Entwicklung eines „anti-cogito“ (ebd. 58), welches einerseits das als einheitlich konzipierte Bewusstsein spaltet und andererseits ehemalige Gegensätze (bewusst reflektierendes Denken und die von diesem zu steuernde Affekte) vereint. Nicht bewusste, vormals „animalische“ Teile des Menschen als „einer automatischen Handlung, einer Intelligenz, die sich ihrer selbst nicht bewusst ist“ (ebd.), fallen nun in jene Bereiche individueller Verantwortung und Identität, welche vormals durch die Geisteskrankheit kompromittiert waren.

III. Als dritte für die Depression als psychische Erkrankung notwendige konzeptionelle Entwicklung postuliert Ehrenberg eine Sensibilisierung gegenüber einem eigenen Inneren (vgl. ebd. 156). Auf Grundlage der ersten zwei Verschiebungen und bestätigt durch die bereits erwähnte Ausrichtung populärer Medien ab der Jahrhundertmitte, sei die Konstruktion einer Innerlichkeit zu verzeichnen, welche sich über eben jenen Bereich des nicht-bewussten, affektiv-animalischen Selbst in vermeintlich physiologischen und psychologischen Bedürfnissen konstruiere (vgl. ebd. 151-161).

Diese drei Entwicklungen der Vorstellung des Geistes und der Psyche ermöglichen laut Ehrenberg die moderne Vorstellung von mentaler Gesundheit. Ehrenberg geht jedoch von „mentaler Gesundheit“ nicht von einem positivistischen, naturalisierten oder psychologischen Zustand der Psyche aus, sondern als einem methodischen Grundbegriff, der das Maß der Übereinstimmung mit gesellschaftlichen Normen bezeichnet. Mentale Gesundheit sei als eine

allgemeine Haltung gegenüber den Widrigkeiten zu begreifen, die in unseren Gesellschaften durch soziale Beziehungen entstehen. Sie ist ein Zusammenhang von Praktiken, die sich auf das beziehen, worunter wir durch unsere Formen des Handelns leiden. [...] Mentale Gesundheit ist also nicht der Gegenbegriff zu Krankheit, sie ist nur ein anderes Wort für gelungene Sozialisation [...Dabei] stellt sich mentale Gesundheit als ein Zusammenhang von Praktiken dar, die den Menschen dazu *befähigen* sollen, für sein emotionales *Funktionieren* zu sorgen. (ebd. 21ff. Hervorhebung i. O.)

Geht man von der Bestimmung mentaler Gesundheit als Anpasstheit an die Normalität aus, fallen psychische Störungen zwar aus dem Bereich des Normalen, bleiben aber im Rahmen der Normativität – sie sind daher kein Scheitern der Normativität, sondern ein Scheitern Einzelner *an* der Normativität. Da dieses Scheitern jedoch auch in den Diskurs eingebunden sein muss, ist die Art ihrer Konzeption, Versprachlichung und praktischen Einbindung äußerst aufschlussreich. In diesem Sinn zeichnet

⁸⁷Diverse damalige Wissenschaftler erforschten diese Prozesse und entwarfen je nach Forschungsbereich unterschiedliche Gegeninstanzen zum willentlich-rationalen Bewusstsein, etwa Sigmund Exner (Anwendung auf psychologische und affektive Prozesse) oder Wilhelm Greisinger (Abbildung der Reflexhandlungen im Bewusstsein).

nachfolgender Abschnitt nicht nur die Veränderungen der Autoritätsstrukturen und Normen nach, sondern verbindet diese auch mit den oben genannten Krankheitsmodellen des Konflikts und Defizits.

3.4 Ehrenbergs Geschichte von Autorität und Individualität

Das Erschöpfte Selbst parallelisiert die Entwicklungsgeschichte der Depression in westlichen Gesellschaften im 20. Jahrhundert mit sozioökonomischen und ideologischen Veränderungen und mit Verschiebungen des Individualitätsdispositivs.⁸⁸ In Ehrenbergs Analyse des modernen Individuums verbinden sich zwei Themenkomplexe: Autoritätsstrukturen und Normen der Individualität. Die zwei zentralen Thesen des *Erschöpften Selbst* sind die Verschiebung der politischen, sozioökonomischen und moralischen Verhältnisse von autoritativer zu liberalisierter und internalisierter Autorität und die Wandlung des pflichterfüllenden zum emanzipierten Individuum. Im folgenden Abschnitt werden jeweils die Veränderungen der Autoritätsstrukturen und des Individualitätsdispositivs nachgezeichnet, zeitlich in drei Phasen gegliedert: (I) vor 1960, (II) in den 1960ern und 1970ern und (III) in den 1980ern und 1990ern. Im Sinne von Ehrenbergs zwei Grundbegriffen der Sozialpathologie und der mentalen Gesundheit bildet die Depression in den zwei letzteren Phasen die sozialpathologische Abweichung mentaler Gesundheit – entsprechend der im Folgendem dargelegten normativen Veränderungen, mit jeweils unterschiedlicher Symptomatik, Krankheitskonzeption und Behandlungsmethoden.

3.4.1 Vor 1960. Autorität und Verhaltensgehorsam

In der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts seien Machthierarchien autoritär, verhaltenseinschränkend und rechtlich sanktionierbar wirksam gewesen; autoritär insofern sie weder demokratisch begründet noch legitimiert oder anfechtbar waren, einschränkend in ihrer hemmenden Wirkung auf Verhaltensweisen (im Gegensatz zur späteren, produktiven Wirkung in anderen Subjektbereichen) und sanktionierbar durch ihre rechtliche Basis (straf-)rechtlicher Konsequenzen (vgl. Ehrenberg 2015, 30; 34f; 297f; 305).

Diese Form der Autorität sei verbunden gewesen mit eindeutigen, für alle Gesellschaftsgruppen geltenden Normen, die primär das Verhalten, nicht aber andere Subjektbereiche regulierten. Ehrenberg beschreibt eindeutige Werte und Normen in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, an welche sich Einzelne durch Disziplin und Gehorsam anzupassen hatten (ebd. 30f). Resultat sei eine starke äußere Anpassung des Verhaltens, da Unangepasstheit öffentlich sichtbar sei und streng rechtlich und moralisch sanktioniert werde; die innere Anpassung von Gedanken, Überzeugungen und Gefühlen sei hingegen

⁸⁸In Begriffen von Foucaults Subjektanalyse vorweggegriffen, fand ein Teil letzterer auf der Ebene der Moralcodes statt, in Form von Veränderungen der Werte und Normen durch moralische und gesellschaftspolitische Liberalisierung. Ein anderer, in Ehrenbergs Analyse ausführlicher erarbeiteter Teil, auf der Ebene des Moralverhaltens (vom gehorsamer zu flexibler Bezugnahme auf die Norm). Beide, sowie weitere Teile seiner Analyse verweisen auf Foucaults dritte Ebene der Subjektconstitution, welche bei Ehrenberg wiederholt, aber ob der fehlenden theoretischen Verankerung zerfahren und unsystematisch Eingang findet. Um nicht über die zur Darstellung notwendige Systematisierung von Ehrenbergs Thesen hinauszugehen, werden diese erst in Abschnitt 4.1 in Hinblick auf die Subjektconstitution aufgegriffen.

schwach, da diese einerseits privat und damit öffentlich nicht sichtbar und andererseits keine relevanten Bereiche der ethischen Substanz seien (vgl. ebd. 18; 86).

Notwendig für die Übereinstimmung mit den Normen dieses Verhaltensgehorsams sei dabei ein hohes Maß an Selbstkontrolle, wohingegen eine diese überschreitende Selbstaktivierung (als Hervorbringung von Affekten oder Handlungsmotivation) hinderlich wäre. Ausgehend vom oben eingeführten Konzept der Sozialpathologie, ordnet Ehrenberg dem Gegenpol dieser Normalität des beginnenden 20. Jahrhunderts die Hysterie zu (vgl. ebd. 21f).⁸⁹ Die Kennzeichen der Hysterie (Konversionssymptome nicht bewusstseinsfähigen Leidens, etwa epilepsieähnliche Verkrampfungen, funktionelle Störungen und Bewusstseinsbeschränkungen (vgl. Paulitsch/Karwautz 2008, 182ff), seien Ausdruck unzureichender Selbstkontrolle und übermäßiger Selbstaktivierung. Damit fungieren sie als notwendiges Gegenelement und Ausgleich der Normen damaliger Gesellschaftsstrukturen und spiegeln deren Gegenteil wider: jenes Übermaß an affektiver Aktivierung, welches in strenger Autorität und Verhaltensgehorsam keine Zulässigkeit findet und sich daher (nur) in verzerter Form äußern kann (vgl. Ehrenberg 2015, 175; 233f).

3.4.2 1960er und 1970er. Befreiung und Selbstfindung

Liberalisierung der Autorität

Da vorliegende Arbeit die Subjektivierungsweise der Depression untersucht und Ehrenberg selbst nur beiläufig diese sozioökonomische und ideologische Liberalisierung skizziert, wird hier nicht näher darauf eingegangen. Zur besseren Kontextualisierung von Ehrenbergs historischen Thesen seien hier die wichtigsten dieser Faktoren erwähnt (vgl. Ehrenberg 2015, 18; 27; 29ff; 150ff, 246f):⁹⁰ Kapitalistische Massenproduktion und ein allgemeiner Anstieg des Wohlstands hätten zu Verbesserungen der materiellen Lebensgrundlage und Sicherheit im ausgehenden 19. und beginnenden 20. Jahrhundert und zum Anwachsen einer neuen Mittelschicht geführt. Ideologisch habe eine Vervielfältigung der moralischen und religiösen Normen, sowie eine allgemeine Heterogenisierung der Lebensweisen stattgefunden. Den vergleichsweise stabilen Normen der Religion und Sittlichkeit stünden zunehmend fluide Werte gegenüber; Normbrüche führten dabei zur Bildung von Subkulturen statt gesellschaftlicher Ausgrenzung. Das öffentlich-gesellschaftliche Leben werde zunehmend um einen neukonzipierten Bereich des Privaten ergänzt, in welchem die Selbstidentifikation abseits

⁸⁹Interessanterweise ist gerade die Hysterie jene psychische Störung, anhand welcher Breuer und Freud paradigmatisch die Thesen der frühen Psychoanalyse entwarfen, etwa in den *Studien über Hysterie* welche insbesondere die Konzepte der Konversion, der psychoanalytischen Gesprächstherapie als sukzessiver Bewusstwerdungsprozess gegen innerpsychische Widerstände und das spätere System *unbewusst* umfassen (vgl. Breuer; Freud 1895).

⁹⁰Ehrenberg geht dabei nicht von einem ökonomischen Determinismus aus. Um die Wechselwirkung von sozialen, ökonomischen und ideologischen Veränderungen abseits einseitig materialistischer oder idealistischer Ansätze zu begreifen, bietet sich der Rückgriff auf Foucaults Diskursbegriff an. In diesem gesamtgesellschaftlichen Konzept sind diese Bereiche bereits als Pole und Ausdrucksformen enthalten und so vernetzt, dass Bewegungen in einem Bereich andere transformieren. Primär zu setzen wäre damit weder die materielle Ökonomie oder Machtstruktur (Materialismus) noch die Normen und Vorstellungen (Idealismus), sondern der diese umspannende Rahmen des Diskurses, innerhalb dessen diese sich konstituieren.

gesellschaftlicher Position geschehen kann und muss.⁹¹ Insbesondere in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts wären soziale Bindungs- und Herrschaftsformen, etwa die Kleinfamilie, politische Parteizugehörigkeit oder traditionelle Arbeitnehmer-Arbeitgeberverhältnisse, neuen Beziehungskonzepten, Formen politischer Partizipation und zunehmender Mobilität der Klassen- und Arbeitsverhältnisse gewichen.

In der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts seien in den zunehmend liberalen westlichen Gesellschaften die Strenge und Eindeutigkeit der Kontrollinstanzen und -mechanismen gesunken. Ab der Mitte des Jahrhunderts finde in Form der Aufhebung vieler gesellschaftlicher und moralischer Verbote, der zunehmenden sozialen und ökonomischen Mobilität und politischen Freiheit eine Reduktion der früheren äußerlich-verhaltensregulierenden Autorität statt (vgl. Ehrenberg 2015, 29ff; 150ff). Diese Tendenz setze sich bis ans Ende des Jahrhunderts fort. Unterschiede finden sich nach Ehrenberg jedoch in Bezug auf die normativen und psychischen Dynamiken, welche in diesem Prozess erfolgen: in den 1960ern und 1970ern die Befreiung von und Auseinandersetzung mit der schwindenden Autorität, ab den 1980ern neue Fragen der Umsetzung von Autonomie und Eigenverantwortung.

Normen der Befreiung und persönlichen Bedürfnisse

In den 1960ern und 1970ern verlange diese Reduktion äußerer Autorität von Einzelnen eine Loslösung vom früheren Verhaltensgehorsam.

Nun ist dieses Individuum aber gezwungenermaßen unsicher, denn es hat kein Außen mehr, das ihm sagt, wie es sich verhalten soll, es liegt bei ihm selbst, sich seine Regeln zu schaffen. Doch diese sind keine individuelle ‚Bastellei‘. Die heutigen Normen fordern, dass man man selbst zu werden habe, so wie die von gestern befahlen, dass man diszipliniert sein und seine Rolle akzeptieren müsse. (Ehrenberg 2015, 167)

Als Darstellung jener Norm der Individualität, welche dieser autoritätsstrukturellen Veränderung entspricht, ist Ehrenbergs diskursanalytische Erarbeitung der Ratgeberliteratur französischer Selbsthilfebücher, Wochenmagazine und Kolumnen der 1950er und 1960er erhellend. Das zentrale Anliegen der traditionellen Lebensberatung vor und in den 1950ern sei die Stärkung der Selbstachtung und sozialen Anerkennung durch die Ermutigung zu ordnungsgemäßer Erfüllung gesellschaftlicher Pflichten gewesen (vgl. ebd. 160). Ein solcher Zugang baue auf Eindeutigkeit der sozialen und bürgerlichen Pflichten, sowie deren sichtbare Ausführung und Anerkennung im öffentlich-familiären Bereich. Ab der Mitte des 20. Jahrhunderts richtete sich laut Ehrenberg der Fokus dieser Ratgeberliteratur explizit hiervon ab und lenke stattdessen Aufmerksamkeit auf innere Bedürfnisse und den als heilsam postulierten Versuch, sich von eben jenen Erwartungen der Umwelt zu befreien, deren Erfüllung davor als Heilung nun aber als Ursache für diverse psychische Leiden gilt (vgl. ebd. 161f).⁹²

⁹¹Zu ergänzen ist, dass eine solche Hinwendung zum Privaten primär für Männer galt, wohingegen die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts für Frauen eher die Bewegung vom Privaten zum Öffentlichen aufweist.

⁹²An dieser Stelle knüpft Ehrenbergs Darstellung der Ratgeberliteratur an die im vorherigen Kapitel erwähnte mediale Popularisierung einer psychologisch-affektiven Innerlichkeit an. Abseits einer positivistischen Annahme biologisch fundierter Bedürfnisse, stellt sich dabei notwendigerweise die Frage, wie diese Bedürfnisse ihre subjektive Form erhalten. Dass diese Bedürfnisse nicht Ausdruck eines positivistisch gedachten wahren Selbst, sondern ebenfalls diskursiv gestaltet und damit nicht persönlicher sind als andere Teile des Subjekts – darin liegt der entscheidende Argumentationsschritt, wenn Ehrenberg diese

In den 1970er verändere sich nach Ehrenberg auch der konzipierte Gegensatz von Gesellschaft und Individuum: Die zuvor notwendig erachtete Disziplinierung des letzteren durch die erstere, wich der Vorstellung, die Gesellschaft sei ein „Mittel zur Verfolgung persönlicher Ziele“ (ebd. 163). Diese Ziele sind jedoch weniger ökonomischer, politischer oder sozialer Natur als psychologischer Art und beziehen sich auf Wohlbefinden. „Die eigene Entwicklung wird kollektiv zu einer persönlichen Angelegenheit, die die Gesellschaft fördern soll. Ein Subjekttyp, der weniger diszipliniert und konform als >psychisch< ist, also aufgefordert, sich selbst zu entschlüsseln, überflutet das Land.“ (ebd. 162).

In diesen Versuch der Selbstfindung und -entfaltung durch individuelle Befreiung von gesellschaftlicher Autorität fallen auch die neuen Therapieformen der 1960er, etwa die Weiterentwicklungen der Psychoanalyse durch C. G. Jung (1875-1961) und Wilhelm Reich (1987-1957), die neuen Gruppentherapien von Arthur Janov (Urschreithherapie) und Alexander Löwen (Bioenergetik), sowie das aus der humanistischen Psychologie entstehende *Human Potential Movement* (aufbauend auf Maslows Bedürfnishierarchie, in welcher Selbstverwirklichung nicht nur ein, sondern das höchste Bedürfnis darstellt) (vgl. ebd. 162f; 166; vgl. Maslow 1943).⁹³ Diese Therapien bilden eine Praktik zur Reduktion der psychisch belastenden Spannung jener internalisierten Zwänge und moralischen Hemmungen, von denen sich das Individuum der 1960er und 1970er erstmals befreien soll.

3.4.3 1980er und 1990er. Internalisierung und Selbstaktivierung

Internalisierte und individualisierte Autorität

Ehrenberg geht implizit von der Annahme aus, dass Autoritätsstrukturen für die gesellschaftliche Funktionsfähigkeit notwendig sind. Daher muss die Reduktion der äußeren, sichtbaren Autorität mit einer diese ausgleichende Zunahme an innerer bzw. internalisierter Autorität einhergehen (außer, wie Ehrenberg im Bereich neuer Arbeitsverhältnisse beschreibt, die frühere Autorität besteht verschleiert fort).⁹⁴ Normbrüche werden daher nicht mehr von äußerlich-rechtlichen Instanzen, sondern durch Einzelne selbst und untereinander sanktioniert: „[W]enn das unpersönliche Gesetz nicht mehr zählt, sind die anderen die Einzigen, die die eigenen Entscheidungen anerkennen können“ (Ehrenberg, 2015, 177). Dies führe nicht nur zu einer vermehrten Abhängigkeit von gesellschaftlicher Anerkennung,⁹⁵ sondern vor allem zu einer starken Internalisierung von Normen und der intrinsischen Anpassung daran. Im paradoxen Gegensatz zum höheren Maß äußerer Freiheit gehe mit der gesellschaftspolitischen und

Ausrichtung als eine beschreibt, die mit einer starken inneren Anpassung an die Normen einher geht. Pointiert: statt einer Anpassung an Gesetze, die Anpassung an persönliche Bedürfnisse – die jedoch nicht persönlich, sondern gesellschaftlich sein müssen: „Es keinen Grund anzunehmen, dass es in der disziplinarischen Beschränkung weniger subjektive Erfahrung gäbe als in der persönlichen Entfaltung. Das ‚Persönliche‘ ist ein normatives Artefakt, es ist, wie jede Norm, vollkommen unpersönlich.“ (ebd. 167)

⁹⁴ „Während die gesellschaftlichen Zwänge zurückgegangen sind, haben die psychischen Zwänge den gesellschaftlichen Schauplatz erobert. Emanzipation und Aktion weitem die individuelle Verantwortung übermäßig aus.“ (Ehrenberg 2015, 298)

⁹⁵ Diese greift Ehrenberg in seinen Ausführungen zur Sozialpathologie der 1980er und 1990er in Form des Narzissmus wieder auf (vgl. Ehrenberg 2015, 169f; 148). Da jedoch, wie bereits im ersten Teil bei Foucault angemerkt, aufgrund der Kürze dieser Arbeit auf die zwischenmenschliche Komponente von Subjektkonstitution verzichtet werden muss, wird dieser Aspekt der neuen Normativität nicht weiter ausgeführt.

moralischen Liberalisierung eine Internalisierung von Normen einher, die eine stärkere innere Anpassung an diese fordern: „In der Disziplin [der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Anm. C.D.] ist die persönliche Anpassung schwach, in der Autonomie [der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, Anm. C.D.] stark“ (ebd. 18; vgl. 86; 177).

Die Reduktion der äußeren Autorität sowie die Eindeutigkeit der Normen nehme in den letzten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts weiter ab; an die Stelle des Verhaltensgehorsams gegenüber einer klaren Autorität (vor 1960) oder aber der Befreiung davon (1960er und 1970er) trete mit der Vervielfältigung der Normen und Lebensweisen, eine neue Form von Autorität auf, welche in Abwesenheit äußerer Verbote oder Einschränkungen, die Gestaltung der Lebensführung und Entfaltung individueller Anlagen zur Frage der eigenen Fähigkeiten macht: Die Grenze zwischen dem Erlaubten und dem Verbotenen schwindet zugunsten der Spannung zwischen dem [dem Subjekt] Möglichen und dem Unmöglichen.“ (ebd. 30)

Nach der Phase der Auseinandersetzung mit und Befreiung von äußeren Autoritäten, sowie der Bildung von Praktiken zur Verringerung der Spannung internalisierter Konflikte, überlassen die Autoritätsverhältnisse am Ende des Jahrhunderts Einzelnen mehr Entscheidungsfreiheit und Verantwortung. Ehrenberg beleuchtet weniger die Überforderung der neuen Entscheidungsmöglichkeiten und -notwendigkeiten, als das neue Maß an Verantwortung, insbesondere die Individualisierung von internalisierter Verantwortung für Bereiche, die über die Macht der Einzelnen hinausgehen. Diese Verantwortung für individualisiertes Handeln zeige sich nach Ehrenberg in verschiedenen gesellschaftlichen Bereichen, in welchen politische und gesellschaftliche Verantwortung auf Einzelne übertragen wird: im Abbau des Sozialstaats und der Abnahme politisch situierter Klassen- bzw. Interessenskämpfe zugunsten individueller Konkurrenz (vgl. ebd. 294f); in konkurrenzorientierten, befristeten Arbeitsverhältnissen (vgl. ebd. 246f); im leistungsorientierten Bildungssystem, in welchem Schülerinnen, unabhängig von sozioökonomischen und psychosozialen Umständen, nur nach Eigenleistung beurteilt werden und Zugang zu unterschiedlichen Bildungswegen erhalten (vgl. ebd. 248); in der Übertragung der medizinischen (Vorsorge-)Kompetenz auf Patienten, in welchen diese selbst Experten für ihre Krankheit sein sollen (vgl. ebd. 267). Ehrenberg erwähnt an diversen Stellen, dass diese veränderten Autoritätsstrukturen in allen Lebensbereichen zu verorten sind, etwa in Partnerschaften, Familien und Vereinen. Näher geht er jedoch meist auf Veränderungen in ökonomischen Arbeitsverhältnissen ein.⁹⁶

⁹⁶Vor allem in Unternehmensstrukturen und im neuen Dienstleistungssektor festigen sich Ehrenberg zufolge in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts neue Machstrukturen um die Begriffe der horizontalen Hierarchie, Mitbestimmung und Teamarbeit. Dabei gebe es eine grundlegende Verschiebung vom Zugang der „zentralen Koordination der Tätigkeiten“ dazu, „Mitarbeiter kooperieren zu lassen“ (Ehrenberg 2015, 17). Die neue Eigenständigkeit Arbeitender weise nach Ehrenberg mehr Entscheidungsmöglichkeiten in der Gestaltung von Arbeitsbedingungen auf, nicht aber jene notwendige Kontrolle über Produktionsbedingungen, die dieser individuellen Verantwortung gerecht würde. In den Begriffen der Marxschen Kritik der kapitalistischen Produktionsweise, ist die neue Verantwortung von Arbeitnehmerinnen eine fetischisierte Form eines weiterbestehenden Abhängigkeits- und Ausbeutungsverhältnisses, welches nichts an der grundlegend ungleichen Verteilung der Kapital- und Produktionsmittel verändert, indessen aber die wertschaffende Arbeitskraft Einzelner erhöht. Diese Verschiebung von einem autoritären zu einem egalitären Führungsstil entspricht in großen Zügen Foucaults Beschreibung der Machtmechanismen der Gouvernamentalität.

Normen der Selbstaktivierung und Initiative

Zentral für eine normative Anpassung seien dabei nach Ehrenberg (2015, 30f; 246) nicht mehr die Affekt- und Verhaltenskontrolle (vor 1960) oder die Konfliktfähigkeit (1960-1980), sondern das Maß der affektiven Selbstaktivierung, also die Fähigkeit Gefühle, Emotionen und Antriebe sowohl hemmend als auch verstärkend zu regulieren und für die eigene Lebensführung zu nutzen.⁹⁷

Es geht weniger um Gehorsam als um Entscheidung und persönliche Initiative. Die Person wird nicht länger durch eine äußere Ordnung (oder die Konformität mit einem Gesetz) bewegt, sie muss sich auf ihre inneren Antriebe stützen, auf ihre geistigen Fähigkeiten zurückgreifen. (ebd. 31). Einen Fehler in Hinsicht auf die Norm zu machen, besteht nun weniger darin, ungehorsam als vielmehr unfähig zum Handeln zu sein. Darin liegt eine andere Auffassung von Individualität. [...] Jeder muss selbstständig sein, muss seine Affekte mobilisieren, statt äußeren Regeln zu entsprechen. (ebd. 224f) Es geht nicht mehr um Gehorsam, Disziplin und Konformität mit der Moral, sondern um [...] Veränderung, schnelle Reaktion, [...] Selbstbeherrschung, psychische und affektive Flexibilität, Handlungsfähigkeit. (ebd. 249)

Die Konzeption von Individualität formiere sich um Begriffe der Identität (man selbst sein), Authentizität (das wahre Selbst) und nun auch der Handlungsfähigkeit (autonom und proaktiv handeln). In diesen Normen und dem Bezug auf sie durch Internalisierung beschreibt Ehrenberg eine radikale Verschiebung der Erfahrung von Subjektivität“ (ebd. 224; vgl. 29ff):

Ehrenberg postuliert, dass das im vorherigen Kapitel dargelegte zunehmende Bemühen um enthemmende und stimulierende Therapien verwoben sei mit dem neuen Stellenwert dieser Selbstaktivierung: „Das innere Wohlbefinden ist in der Tat notwendig, denn um zu handeln, muss man seine Affekte mobilisieren“ (ebd. 251). Scheitert diese Mobilisierung, steht das Individuum nicht nur non-konform mit den normativen Anforderungen moderner Individualität, sondern auch gegen die jene Autorität, welche über diese wirkt.

3.5 Ehrenbergs Thesen

3.5.1 Depression als Sozialpathologie der Moderne

1960er und 1970er. Die neurotische Depression als Konflikt

Die Karriere der Depression beginnt in dem Augenblick, in dem das disziplinarische Modell der Verhaltenssteuerung, das autoritär und verbietend den sozialen Klassen und den beiden Geschlechtern ihre Rolle zuwies, zugunsten einer Norm aufgegeben wird, die jeden zu persönlicher Initiative auffordert: ihn dazu verpflichtet, er selbst zu werden. (ebd. 26)

⁹⁷Ehrenberg legt besonderes Augenmerk auf Normen der Selbstführung in ökonomischen Arbeitsverhältnissen (vgl. ebd. 246f). Ihm zufolge erforderten diese zu Beginn des 20. Jahrhunderts primär die Fähigkeit zur Affekthemmung, um festgelegte Tätigkeiten auszuüben, etwa die sachgemäße Ausführung mechanisch-serieller Arbeit im dominanten Industriesektor. Ehrenberg verortet in der Verschiebung vom Industrie- zum Dienstleistungssektor und der Weiterentwicklung technologischer Produktion im Laufe des Jahrhunderts Veränderungen dieses Anspruchs der Affektregulation. Die Normen moderner Arbeitsverhältnisse erfordern zunehmend immaterielle und subjektivierte Arbeit, die im Einsatz der eigenen Persönlichkeit, Kreativität und Emotionalität besteht. Für eine solche Arbeitsleistung ist die Voraussetzung weniger eine Hemmung, als eine Verstärkung und Kanalisierung der eigenen Affektivität (vgl. Ehrenberg 2015, 247f).

Mit der Veränderung der früheren Autorität und Forderung des Verhaltensgehorsams sei die Erscheinung der Hysterie als die diesen entsprechende Sozialpathologie geschwunden.⁹⁸ Die Sozialpathologie der 1960er und 1970er nehme nach Ehrenberg die Form der neurotischen Depression an, also einer Depression, die aus einem innerpsychischen Konflikt entspringe und mit Symptomen der Angst und Nervosität einhergehe. Das psychoanalytische Konzept der neurotischen Depression erkläre die depressive Symptomatik der 1960er und 1970er, da es eben jenen Konflikt zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Normen umschreibt, welcher für die Konstitution des Individuums in dieser Phase brisant wird. Insofern die neurotische Depression das Spannungsfeld des Konflikts Autorität-Bedürfnisse theoretisch fasst und dessen Symptome der Angst und Schuldgefühle in der Therapie praktisch bearbeitet und ersteres zurückführt, steht dieses Modell in enger Verbindung mit den Transformationen der Individualität und damit den realen Konfliktstellungen dieser Zeit.

Die Depression sagt etwas über die aktuelle Erfahrung der Person aus, denn sie verkörpert die Spannung zwischen dem Bestreben, nur man selbst zu sein, und der Schwierigkeit, dieses Projekt zu verwirklichen. [...] Wenn eine psychische Störung nicht nur aus Symptomen besteht, sondern auch aus Weisen, in der Welt zu sein, dann kann die Depression als die genaue Kehrseite dieser eigenartigen Leidenschaft, sich selbst ähnlich zu sein [...], die unsere Gesellschaft seit Anfang der 1960er Jahren ergriffen hat, betrachtet werden. Depression ist ein weiter – und bequemer – Begriff zur Bezeichnung der Probleme, die diese neue Normalität aufwirft. (Ehrenberg 2015, 184f)

1980er und 1990er. Die Depression als Defizit

Die Depression als Sozialpathologie der 1980er und 1990er werde nicht nur anders konzipiert (Defizit statt Konflikt) als die neurotische Depression der zwei Jahrzehnte davor, sondern zeige sich auch in einer anderen symptomatischen und subjektiven Ausprägung. Wie oben dargelegt treten im Erscheinungsbild der Depression zum Ausgang des 20. Jahrhunderts weniger die (mit dem Konflikt Autorität-Bedürfnis assoziierten) Symptome der Angst, Schuld und Nervosität hervor, sondern vielmehr neue Symptome der Leere, Hemmung und Handlungsunfähigkeit. Die Ablöse des Konfliktmodells durch defizitorientierte Zugänge korreliere mit dieser veränderten Symptomatik der Depression zum Ende des 20. Jahrhunderts – sie ist weniger eine Krankheit einer konflikthaften Psyche, als ein Defizit, ein Mangel der Affektaktivierung, ein Mangel an Begehren: „Der Wandel in der psychiatrischen Betrachtungsweise der Depression vollzieht sich in einem Kontext zunehmender Handlungsanforderungen gegenüber den Individuen. Diese Anforderungen erzeugen die Nachfrage nach medikamentöser Unterstützung“ (Ehrenberg 2015, 224).

⁹⁸Gegenwärtig habe die Hysterie zwar einen Eintrag in den internationalen Kodizes psychischer Erkrankungen werde aber kaum noch diagnostiziert oder erforscht (vgl. Ehrenberg, 175; 233). Ehrenberg bringt den Rückgang der Hysterie und ihre Ablöse durch die Depression als Sozialpathologie in Verbindung mit im Folgenden diskutierten autoritätsstrukturellen Veränderungen, welche in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts weniger Selbstbeherrschung als ein Gleichgewicht internalisierter Selbstaktivierung und -disziplin erfordern (vgl. ebd. 18f; 21f). Eine nahe liegende alternative Erklärung für das Verschwinden der Hysterie wäre, dass ihre jeweiligen Symptome im Laufe der diagnostischen Verschiebungen des 20. Jahrhunderts anders benannt oder als eigenständige Störungen klassifiziert werden: so etwa Symptome der Dissoziation (für Bewusstseinspaltung oder -einschränkung), die histrionische Persönlichkeitsstörung (für Theatralik und affektive Labilität) oder neurologische Störungen (für krampfartige Anfälle).

Die Internalisierung von Normen der Selbstaktivierung spielt eine Schlüsselrolle in Ehrenbergs These der Depression als moderner Sozialpathologie. Zentral für seine Konzeption der modernen Individualität und ihrem Scheitern in der Depression ist die Stellung Einzelner im Anspruch, Individualität (und damit erfolgreiche, *gute* Selbstkonstitution) entstünde in verwirklichter Autonomie, Eigenverantwortung und Initiative und scheitere an Abhängigkeiten und Heteronomie. Die Normen der 1980er und 1990er schreiben dem Individuum dafür zwei Voraussetzungen vor: die Fähigkeit zur (affektiven) Selbstaktivierung und die Fähigkeit der Selbstdisziplin. Sozialpathologie als fehlende Anpassung an diese Normen trete in der Gegenwart nach Ehrenberg daher in Gestalt zweier Störungsbilder auf, je nachdem ob diese an einem Mangel an Selbstaktivierung oder Selbstdisziplin scheitert. Kippt das Gleichgewicht der Selbstaktivierung-Selbstdisziplin Achse zugunsten ersterer, nehme sie die Form der Hyperaktivität (als übermäßige Selbstaktivierung bei unzureichender Selbstdisziplin);⁹⁹ kippt sie zugunsten zweiterer, finde sie ihre Form in der Depression als unzureichender Selbstaktivierung und übermäßiger Selbstdisziplin (vgl. ebd. 22; 225ff; 230). Mentale Gesundheit bedeute also „die Fähigkeit zu richtigem, selbsttätigem Handeln zu haben – *sich selbst zu aktivieren* durch ein hinreichendes Maß an emotionaler *Selbstkontrolle*“ (ebd. 21).

Die Behandlungstechniken der 1980er und 1990er zielen auf eine erhöhte Aktivierung und eine Reduktion der hemmenden Disziplinierung und stehen damit in der Tradition des Defizitansatzes. Sie beziehen sich auf eine positivistisch konzipierte Gesundheit, die in der als natürlich gedachten Funktionsfähigkeit der menschlichen (Neuro-)Physiologie liegt.¹⁰⁰ Ehrenbergs Untersuchung zufolge habe aber auch die Psychoanalyse in den 1980ern das Konzept der neurotischen Depression durch Vorstellungen ersetzt, in denen innerpsychische Konflikte eine untergeordnete Rolle spielen, insbesondere jene einer „depressiven Persönlichkeit“, die meist unter dem Begriff der Borderline Persönlichkeitsstörung behandelt wird (vgl. ebd. 146). Diese Verschiebung innerhalb der psychoanalytischen Tradition ist aus zwei Gründen für die vorliegende Thematik interessant: Erstens entspricht der theoretische Schritt von der neurotischen Depression (Konflikt) zur Borderline Persönlichkeit (Leere, Defizit) der veränderten depressiven Symptomatik, welche im vorangegangenen Teil angeführt wurde und von Symptomen des Konflikts (Angst, Schlafstörung, Erschöpfung) zu Symptomen der Leere läuft (Antriebslosigkeit, Handlungsunfähigkeit). Zweitens wird hier deutlich, inwiefern Ehrenberg psychoanalytische Theorie und Konfliktmodell nicht gleichsetzt, obschon beide ab den 1980ern an diskursivem Einfluss verlieren. Nicht jede psychoanalytische Theorie, sondern nur das psychoanalytische Konzept der neurotischen Depression wird von ihm als zentrales Moment des

⁹⁹Im Rahmen dieser Arbeit kann nicht auf den Hyperaktivitätspol der Sozialpathologie eingegangen werden. Es sei jedoch angemerkt, dass bei der Hyperaktivität, vor allem der kindlichen Hyperaktivität, in gesellschaftlicher und fachlicher Diskussion häufig das soziale Umfeld und gesellschaftliche Normen berücksichtigt werden.

¹⁰⁰Da jedoch die neuen Psychopharmaka, vor allem die Klasse der SSRI (zu der auch Prozac/Fluoxetin gehört), nach Ehrenberg (2015, 276) nicht nur, wie frühere, bei Depressiven stimmungsaufhellend und antriebssteigernd wirken, sondern auch bei nicht-Depressiven, verliert sich dieser Referenzpunkt einer früheren, gesunden Natürlichkeit oder geheilten Vollkommenheit. Die defizitorientierten Behandlungstechniken gehen daher in den letzten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts über ihre ehemalige Trennung von krank-gesund hinaus und finden in einem Bereich Anwendung, in welchem sie nicht heilen, sondern das Wohlbefinden, die Lebensqualität und die Leistungsfähigkeit steigern sollen (vgl. ebd. 250ff; 266f; 283f).

Verständnisses der Depression als modernen Sozialpathologie betont, weil die darin theoretisch vorausgesetzte Konfliktstruktur für die Abbildung gesellschaftlicher Verhältnisse eignet.

Depression als unzureichende Selbstaktivierung bildet bei Ehrenberg die Folge und diskursive Manifestation dieses Individualitätsdispositivs, welches in einer doppelten Konfliktposition steht: erstens die gesellschaftliche Spannungsposition, in welcher Eigenverantwortung und Selbstverwirklichung normativ verlangt, aber durch sozioökonomische Strukturen mehr oder minder verschleiert eingeschränkt werden (vgl. ebd. 184f). Zweitens die den Normen dieser Individualität immanente Spannung zwischen dem Anspruch, alles sei für das Subjekt möglich und dessen reale Unmöglichkeit. Wenn Autonomie, Selbstdisziplin und Selbstaktivierung die positiven Werte des modernen Subjekts bilden, stellt die Depression als Handlungsunfähigkeit, Zurückgezogenheit und Kraftlosigkeit die andere Seite des Janusgesichts der Moderne dar (vgl. ebd. 35). Depression als gesellschaftliches Massenphänomen ist für Ehrenberg eine systemimmanente Reaktion auf die Veränderung und neue Beschaffenheit der Autoritätsstrukturen und Normen von Individualität der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts; dass sie nicht als Sozialpathologie, sondern als individualisierte psychische Krankheit aufgefasst und behandelt wird, ist ebenfalls Ausdruck dieser Strukturen, insbesondere der Individualisierung von Verantwortung.

Dass die depressiven Sozialpathologien – Depression als Konflikt und Depression als Defizit – der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts unterschiedliche Symptomatik, Behandlungspraktiken und theoretische Krankheitsmodelle umfassen, lässt sich nicht kausal aus einer dieser Verschiebungen erklären. Es liegt also nicht allein an der veränderten Symptomatik, dass die Modelle sich verändern, nicht allein an den Behandlungspraktiken, die neue Symptome behandelbar werden lassen, etc. Vielmehr muss der gesamte diskursive Rahmen berücksichtigt werden, also jene Veränderungen, die vorangegangenes Kapitel innerhalb des diskursiven Felds der Depression, sowie dieses Kapitel im gesamtgesellschaftlichen Macht- und Normgefüge skizzierte. Am Ende des 20. Jahrhunderts steht in Ehrenbergs Analyse die Depression als ein defizitorientiertes Krankheitsphänomen, welches die dem modernen Individualitätsdispositiv immanenten Schattenseiten bildet.

3.5.2 Dekonfliktualisierung des Psychischen und Politischen

Um dieses Phänomen umfassend zu verstehen und seinen gesellschaftskritischen Impetus zu formulieren, beleuchtet Ehrenberg insbesondere die Ablöse des Konfliktmodells durch den Defizitansatz und die darin enthaltende Dekonfliktualisierung des Psychischen und Politischen (vgl. ebd. 283ff). Ehrenbergs *Erschöpftes Selbst* endet mit dem rückblickenden Fazit, dass im Psychischen ein Verlust des Konflikts stattgefunden habe, welcher – wie die Autoritätsstrukturen und normativen Vorstellungen von Individualität – nicht widerrufbar und dessen Reflexion notwendig sei für eine Neukonstitution des Psychischen und einem Aufruf zur Reintegration des Konflikts auf politischer Ebene.

Ehrenbergs Kritik am Defizitmodell

Ehrenbergs expliziert, seine Kritik laufe weniger auf die – in seiner Untersuchung dennoch äußerst kritisch rezipierten – Annahmen des Defizitmodells hinaus, als auf die Konsequenzen dessen einseitiger Anwendung und die damit einhergehende Ausblendung jener innerpsychischen Konflikte, die reale, individuelle und gesellschaftliche Spannungen repräsentieren.

Das Defizitmodell sei an der Behandlung von Symptomen als Wiederherstellung eingeschränkter Handlungsfähigkeit und nicht an der Bewusstwerdung und Reflexion der zugrundeliegenden Problemstellung orientiert. Es gehe vom Menschen als affektives Wesen, dessen Wohlbefinden restauriert, statt als geistiges Wesen, dessen Bewusstsein erweitert werden soll, aus (vgl. ebd. 124). Das Defizitmodell nach Janet sei „ein animalistisches Modell: Er führt einen Kranken, den seine psychischen Anstrengungen erschöpft haben, wieder zur Handlungsfähigkeit zurück, indem er seinen Geist von allem reinigt, was ihm schaden könnte“ (ebd. 70). Ein defizitorientierter Zugang zur Depression könne zwar die Symptome der Leere, Hemmung und Handlungsunfähigkeit lindern, ermögliche aber nicht jene Auseinandersetzung, welche für eine ursächliche Behebung dieser Zustände notwendig sei. (vgl. ebd. 169f). Der auf das dreiteilige psychoanalytische Strukturmodell aufbauende Konfliktansatz ermögliche hingegen eine solche Auseinandersetzung, gerade indem der Fokus nicht auf das affektive Befinden, sondern auf die Position des Subjekts gelegt wird. In der konflikttheoretischen Auffassung der Depression als neurotische Störung gehe es

darum, die Beziehung zu sich selbst neu zu organisieren, und nicht darum, sich möglichst wohl zu fühlen. [Dies] relativiert die Rolle des (animalischen) Wohlbefindens zugunsten der (menschlichen) Freiheit. [...] [Dafür] muss man das *Glück von der Freiheit unterscheiden*, und das Wohlbefinden von der Heilung. [...] Geheilt sein heißt in dieser Perspektive nicht glücklich, sondern frei zu sein, das heißt, die Macht über sich selbst zurückzugewinnen. (ebd. 269f; Hervorhebung i. O.)¹⁰¹

Die im Konfliktmodell konzipierte innerpsychische Repräsentation realer Spannungen trage nicht nur einen gesellschaftskritischen Impuls, sondern sei Bedingung für die psychologische Konstituierung jenes Selbst, welches die Anforderungen moderner Individualität nach Autonomie und Freiheit erst erfüllen kann.

Konflikt als Bedingung für Identitätsbildung

Um diesen Zusammenhang von Konflikt und Selbstkonstitution näher zu beleuchten rezipiert Ehrenberg eine Richtung der französischen Psychoanalyse, welche in der bewussten und sprachlichen Auseinandersetzung mit Konflikten die notwendige Bedingung für die Bildung einer stabilen Identität ansieht. Jacques Lacan (1901-1981), einer der bekanntesten Theoretiker dieser Richtung, legt in einer linguistischen und strukturalistischen Weiterentwicklung von Freuds Theorien den Fokus auf die

¹⁰¹Er führt die konflikttheoretische Subjektivität zurück auf Kants Autonomiebegriff, insofern Einzelne das Potential tragen ihrer selbst bewusst zu werden und freie Entscheidungen zu treffen (vgl. Ehrenberg 2015, 147). Ein Autonomieverständnis nach Kant ist strukturell: relevant ist die innere Struktur von Vernunft und Wille, keine äußeren Umstände oder Konsequenzen (und damit weder sozio-materielle Umstände wie Wohlstand, Macht oder soziale Anerkennung noch innere Bedingungen, wie das Maß an Leiden, die individuelle Lebensgeschichte oder biologisch-psychologisch gedachte Bedürfnisse).

Fähigkeit der Symbolisierung und spricht von Depression als einen „Zusammenbruch des Symbolischen“ (Lacan zit. in: Ehrenberg 2015, 185). Für Lacan sei die innere Repräsentation, oder Symbolisierung, von Konflikten eine notwendige Bedingung für die Entstehung einer stabilen Identität.¹⁰² Die moderne Depression sei daher tatsächlich eine Störung der Leere, aber weniger aufgrund einer Abwesenheit von Affekten, wie im Defizitmodell konzipiert, als eines Fehlens innerer Repräsentationen und Symbolisierungen, einer daraus resultierenden Unfähigkeit, reale Konflikte zu erfahren und sowie einem Ausbleiben jener psychischen Mechanismen, welche über die Auseinandersetzung mit Grenzen identitätsbildend seien.

Die tiefgreifende Erschütterung, die die Befreiung von der Regulation durch Disziplin und hierarchische Autorität darstellt, wird durch einen Prozess der Desymbolisierung begleitet (Ehrenberg 2015, 184) Der Erfolg der Depression beruht auf dem verlorenen Bezug auf den Konflikt, auf dem der Begriff des Subjekts basiert. (ebd. 33) Die Zunahme der Depression scheint in einem proportionalen Verhältnis zum Nachlassen der Fähigkeit zu stehen, psychische Konflikte zu repräsentieren. (ebd. 176) Die Schwierigkeit, Erfahrung mit Konflikten zu machen, schwächt die Identifikationsmechanismen, die für die Herausbildung einer Identität unabdingbar sind [...]. Die Angst davor man selbst zu sein, wird zu Erschöpfung davon, man selbst zu sein. (ebd. 185)

Der fehlende Konflikt

Was ist nun dieser Konflikt, dessen Erfahrung notwendig sei für die Bildung einer Identität? Bedenkt man die oben angeführte doppelte Konfliktstellung des modernen Individuums, ergeben sich dazu zwei Antworten.

Ehrenberg greift in seinem Buch wiederholt Grenzen auf, die durch Abhängigkeit von gesellschaftspolitischen und sozioökonomischen Bedingungen gezogen, durch die moderne Rhetorik der individuellen Freiheit und Egalisierung von Autoritätsstrukturen jedoch oftmals verschleiert werden: „Die Depression bremst die Allmacht, die der virtuelle Horizont der Emanzipation ist“ (vgl. Ehrenberg 2015, 185; 176). Damit bildet die moderne Depression im Gefüge des modernen Individualitätsdispositivs den Konflikt zwischen individualisierter Verantwortung für strukturelle Bedingungen und dem normativen Anspruch an scheinbar äußerlich unbegrenzter Autonomie. Das Scheitern am Anspruch dieser Grenzenlosigkeit werde dabei der eigenen Verantwortung zugeschrieben, welches wiederum „impliziert, dass sich das Subjekt als verantwortlich erlebt [...]

¹⁰²Ehrenberg versinnbildlicht diesen Verlust der Identität durch das Aufkommen des Begriffs der Borderline Störung und des Narzissmus am Ende des 1970er und in den 1980ern. Borderline Störung sei eine Störung der Persönlichkeit, wenn – nach psychoanalytischer Theorie – keine Objektbeziehungen aufgebaut und Konflikte ausgehalten werden können, wenn daher Teile dieses Konflikts abgespalten werden und keine stabile Identität gebildet werden kann (vgl. Ehrenberg 2015, 169f; 172, 146f). Die Identität bleibt instabil und permanent unsicher; depressive Symptome zeigen sich primär als Leere oder Abhängigkeit, neigen zur Chronifizierung und führen zu einem Gefühl der Unzulänglichkeit, nicht Subjekt der eigenen Handlungen und freien Entscheidungen zu sein (vgl. ebd. 146f; 173; 185). Er beschreibt, dass das psychoanalytische Modell der neurotischen Depression eine solche psychische Entwicklung, sowie die Ausbildung von stabilen Abwehrmechanismen voraussetzt (vgl. ebd. 173); damit sei die Depression eine Krankheit der Identifikation, Borderline eine Krankheit der (unzureichend ausgebildeten) Identität. Ebenso greift er das Aufkommen des Begriffs „Narzissmus“ auf, in welchem das Überich schwach ausgeprägt ist und keine stabile Identifikation mit Autoritätspositionen (Eltern, Therapeut etc.) möglich ist. Kennzeichen für diesen neuen Symptomkomplex sei eine mangelhaft ausgeprägte Symbolisierung, also die Fähigkeit psychische Konflikte innerlich zu repräsentieren (vgl. ebd. 175f) sowie eine unzureichende Ausbildung des Überichs (als internalisierte Autorität) und eine daraus resultierende Ich-Fokussierung (vgl. ebd. 174).

als ob es wie ein Gott glaubte sich selbst geschaffen zu haben. Der Depressive [...] gibt nicht zu, sich durch die Realität eingeschränkt zu fühlen.“ (Dujarier zit. in: Ehrenberg 2015, 177)

Lacan, wie schon Freud (vgl. 1931, 21ff), denkt die Grenzen radikaler, geht von existentiellen Begrenzungen durch die eigene Endlichkeit und gesellschaftliche Existenz aus; auch dies findet Eingang in Ehrenbergs Ausführungen: „Wir wollen Götter sein, da wir aber Menschen sind, bezahlen wir dafür mit Pathologien, bei denen die innere Zerbrechlichkeit sich in leidvollen Affekten und ärmlichen Repräsentationen offenbart.“ (Ehrenberg 2015, 178) „Götter“ ist hier keine pathetische Hyperbel, sondern eine durchaus treffende Beschreibung der unmöglichen, aber normativ propagierten Bestrebung, die existentielle Begrenztheit des Menschlichen zu überwinden – aber nicht durch bewusste Tätigkeit, sondern Leugnung. „Innerlich zerbrechlich“ bezieht Ehrenberg auf den fehlenden Prozess der Anerkennung dieser Begrenztheit und die dadurch instabil bleibende Identität. Die „leidvollen Affekte“ der gegenwärtigen Depression sind weniger starke Leiden als ein Leiden an jener Leere, in welcher starkes Leiden aus- oder nicht bewusstseinsfähig bleibt. Die „ärmlichen Repräsentationen“ beziehen sich nach Freud auf die verinnerlichten Ansprüche der Gesellschaft im Überich und nach Lacan auf die Schwäche der Symbolisierung. Resultat seien jene Gefühle der Leere, Hemmung und Ohnmacht der modernen Depression, welche nur geheilt werden können, wenn Einzelne die Grenzen des Menschlichen annehmen – und im Sinne der Sozialpathologie, wenn die Gesellschaft die Realität ihrer Konflikte anerkennt.

„Im Allgemeinen ist die >depressive Position< eine unvermeidliche Etappe [...] für den persönlichen Reifeprozess. Die Depression gehört zu den Prozessen, die die Person strukturieren.“ (ebd. 170). Scheint dies zuerst als Einschränkung, ist dieser Prozess der Identitätsbildung jedoch – nach psychoanalytischer Theorie – die Bedingung von Freiheit, sofern diese nicht als Allmacht oder Willkür, sondern als Autonomie im Kant'schen Sinne verstanden werden soll. Gerade der Versuch die Ansprüche der modernen Individualität - Eigenverantwortung und Initiative – direkt und ohne Rekurs auf einschränkende Grenzen zu erfüllen, verhindern den Blick auf jene Teile der Subjektkonstitution, in welchen die Fähigkeit zu diesen entstehen würde.¹⁰³

Verlust des Konflikts im Politischen

Parallel zu dieser Ausblendung des Konflikts innerhalb der Psyche und die daraus folgende, fehlende Strukturierung der individuellen Identität, verzeichnet Ehrenberg ein Schwinden von Konfliktaustragungen im Politischen. Wie im Psychischen geht er nicht davon aus, dass Konfliktstellungen in westlichen Gesellschaften aufgelöst wurden, sondern behauptet vielmehr eine

¹⁰³Foucaults Tradition der Subjektanalyse würde hingegen davon ausgehen, dass nicht nur ein konflikt-, sondern auch ein defizitorientierter Zugang notwendigerweise mit einer Subjektivierungsweise einhergehe; die These, ein Modell lasse keine Strukturierung des Subjekts zu, im Sinne einer fehlenden Subjektivierung, würde den diskursanalytischen Grundannahmen widersprechen. Präzisiert: Ehrenberg behandelt die Abwesenheit eines bestimmten Subjekttyps im Defizitmodell, einen Typus, welchen er im Konfliktmodell enthalten sieht.

Ausblendung, Leugnung oder zumindest eine Verschleierung bestehender, primär sozioökonomischer Konfliktkonstellationen.

Seine These der Dekonfliktualisierung des Politischen wird insbesondere in der Einleitung und am Schluss seines Werks platziert, jedoch nur in Bezug darauf, inwiefern eine Wiedereinführung des Konflikts nicht nur auf individueller, sondern auch auf gesellschaftlicher Ebene wichtig wäre. Er entwickelt kaum Argumente dafür und bezieht keine historischen Verweise ein.¹⁰⁴ Ein Hinweis darauf, wie er die Dekonfliktualisierung des Politischen denkt, findet sich im oben angeführten Beispiel der Entwicklung moderner Arbeitsverhältnisse, in welchen ökonomische Abhängigkeiten verdeckt fortbestehen, aber ob des egalitären und demokratischen Anstrichs erschwert thematisiert werden können. Weitere, beiläufig erwähnte Beispiele sind die Abnahme parteipolitisch situierter Interessenskonflikte, die Ersetzung „legitimer Konflikte“ (der ungleichen Wohlstandsverteilung) durch „illegitime Konflikte“ (politischer Machtkämpfe oder ethisch-kultureller Identitäten), und die Anpassung an sozialstaatlicher Unterstützung an das Maß an Eigenverantwortung (vgl. Ehrenberg 2015, 284f; 294ff).

Dieser Prozess ist keiner, welcher notwendigerweise mit der Existenz von widerstrebenden Interessen oder Bedürfnissen stattfindet: „Der Konflikt ist nicht gegeben, er muss konstruiert, muss *situiert* werden.“ (ebd. 295; Hervorhebung i. O.). Durch eine systemisch Institutionalisation eines Konflikts können einander widersprechende Interessen frei miteinander konfrontiert und akzeptable Kompromisse erzielt werden: „Die Spaltung des Sozialen bedingt die Einheit der Gesellschaft [...] ist der Kern des Politischen in der Demokratie“ (ebd. 284). Analog zur Notwendigkeit des innerpsychisch repräsentierten Konflikts als Bedingung der Identitätsbildung, sei der politisch situierte Konflikt notwendig für die Demokratie, indem nur so gesellschaftliche Spaltungen ohne Verzerrung (in Populismus, Religion, etc.) dargestellt und vermittelt werden können (ebd. 33).

Damit lässt sich zusammenfassen, dass Ehrenberg mit Rekurs auf das psychoanalytische Konfliktmodell der Neurose und die Theorien der französischen Psychoanalyse um Lacan, den Konflikt als zentrales Moment der Selbstkonstitution setzt. Dieser muss sowohl auf psychischer, also individueller, als auch auf gesellschaftspolitischer Ebene bewusst erlebbar und versprachlicht sein, um die Einheit der Psyche und die der Gesellschaft so zu ermöglichen, dass Differenzen darin dynamisch vermittelt werden können.

¹⁰⁴Interessant – womöglich aber konträr zu seiner These – wären hier etwa die gegenwärtige gesellschaftspolitische Polarisierung, die Kriegs- und Friedensentwicklung in Europa im 20. Jahrhundert (mit zwei Weltkriegen in der ersten und keinem in Mittel- und Westeuropa in der zweiten Hälfte), sowie eine Reflexion der EU als Versuch durch wirtschaftliche Verflechtung politisch-militärische Konflikte zu verhindern.

4 Ehrenbergs Thesen in diskursiv-philosophischer Kritik

Foucaults Theorieansatz untersucht Problematisierungen und Denkkordnungen; denkt man die Depression und den um sie herum entstandenen Diskurs als gesellschaftliche Problematisierung, muss der Frage nachgegangen werden, was in der Depression problematisiert wird, welche gesellschaftliche Sachlage in ihr als Problem erscheint und durch welche Erfahrungsweise sie vermittelt ist. Geht man davon aus, dass Ehrenbergs Werk in einer methodisch sorgfältigen Erarbeitung Zusammenhänge aufzeigt, die als Basis für eine Beantwortung dieser Fragen dienen können, öffnet sich ein weiter Raum weiterführender diskursiv-philosophischer Untersuchung, insbesondere mit Rückgriff auf Foucaults Subjektivierungsweisen und Machttypen.

4.1 Depression als Subjektivierungsform moderner Individualität

4.1.1 Die Subjektivierungsform moderner Individualität

Zur Systematisierung und Analyse von Ehrenbergs Thesen bietet Foucaults Differenzierung der Subjektivierungsweisen ein hilfreiches Verständnismodell, sowohl für die von Ehrenberg positiv formulierten Normen der Individualität als auch für ihre negative Darstellung in der Depression. Die Ebene der *Moralcodes* ist, ähnlich wie bei Foucault selbst, nicht die primäre Analyseebene Ehrenbergs, da er sich nur marginal mit den konkreten Inhalten der ideologischen Veränderungen des 20. Jahrhunderts auseinandersetzt. Er betont dabei hauptsächlich zwei Aspekte: Erstens, hätten solche Veränderungen stattgefunden und gesellschaftliche und individuelle Anpassungsleistungen erfordert und zweitens, seien die *Moralcodes* am Anfang des Jahrhunderts eindeutig und streng, an dessen Ende heterogen und weniger verbindlich. Bezüglich des *Moralverhaltens* (der Einhaltung der Normen durch Einzelne) schreibt Ehrenberg zu wenig, um es hier in die Analyse einfließen zu lassen.

Ehrenbergs Schauplatz moderner Individualität ist Foucaults dritte Ebene der *Subjektconstitution*, auf welcher er tiefgreifende Veränderungen ab den 1960ern und 1970er nachzeichnet. Er untersucht jene Bereiche, welche Foucault als konstitutiv für moralische Subjektconstitution¹⁰⁵ differenziert: die relevanten Teile des Selbst (ethische Substanz), wie sich Einzelne auf Normen beziehen

¹⁰⁵Zu diskutieren wäre inwiefern sich Foucaults Themensetzung der *moralischen* Subjektconstitution auf den gegenwärtigen diskursiven Rahmen übertragen lässt, inwiefern heutige Werte und Normen *moralisch* sind, bzw. falls nicht, welcher anderen Art sie sind. Der moderne Diskurs behandelt, zumindest explizit, seltener moralische Fragen, als Fragen nach Recht, Erfolg oder Gesundheit. Dabei erfüllen die Urteile erfolgreich/gescheitert oder gesund/krank oft jene Funktion, welche ehemals die moralischen Begriffe gut/böse einnahmen. Sofern auch diese Terminologie eine positiv/negativ Bewertung setzt, sowie daraus abgeleitete und auf diese ausgerichtete Handlungsanleitungen liefert, ist sie – für den Zweck dieser Arbeit – moralisch zu nennen. Ehrenberg (2015, 88) greift dies auf: „Der Niedergang der Regulierung durch Disziplin und den Gegensatz erlaubt/verboten einerseits und die Verschiebung des Problems normal/pathologisch auf eine moralische Ebene andererseits sind keine unabhängigen Prozesse“. Dass in der Ablöse eindeutiger moralischer Dispute sich oftmals Moral, Recht und Funktionalität vermischen, sieht man an einigen Beispielen besonders deutlich: in *failed states* (wo die durch Korruption eingeschränkte Funktionsfähigkeit des Staates dem Recht, weniger der Moral unterliegt) oder der politischen Korrektheit (die moralische Werte der Anerkennung und Achtung als politisches Problem fasst).

(Unterwerfungsweise) und durch welche Selbstpraktiken (Ausarbeitung) sie nach welchen Zwecken (Teleologie) ihre Lebensführung ausrichten.

Bezüglich der *ethischen Substanz* beschreibt Ehrenberg eine Konstellation, in welcher in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts primär öffentlich-familiäres Verhalten und Pflichterfüllung, ab dessen Mitte Bedürfnisse und Affekte und zu dessen Ausgang Handlungsfähigkeit, Selbstaktivierung und Selbstdisziplinierung relevant werden: Die Verschiebung vom „was“ zum „wie“ etwas getan werden soll, rückt persönliche Faktoren, wie Affekte, Überzeugungen und Vorstellungen ins Zentrum und ordnet sie der eigenen Fähigkeit zur Selbstaktivierung und -disziplinierung unter. Dies führt Ehrenberg zur Bemerkung, dass am Ende des 20. Jahrhunderts „die Selbstkontrolle des Gefühls- und Trieblebens sehr viel entscheidender wird als zu einer Zeit, in der Autonomie ein untergeordneter Wert war“ (ebd. 20). Depression als gesellschaftliches Phänomen persönlicher Erfahrung stellt eine Einschränkung der individuellen Kontrolle über diese ethische Substanz dar: Mangel an Affekten, Krise des Selbstwerts und Reduktion der sozialen und beruflichen Handlungsfähigkeit.

In der *Unterwerfungsweise* vollzieht sich ein radikaler Wandel von einer Haltung des äußeren Verhaltensgehorsams zur internalisierten Autonomie gegenüber den Normen. Insbesondere in letzterer, der (normativ geforderten) autonomen Haltung gegenüber der Norm, wird jener Widerspruch eindeutig, der bei Ehrenberg zentral ist: Einerseits soll sich das Individuum nicht über gesellschaftliche Normen definieren, andererseits ist gerade diese Haltung Teil der verlangten Unterwerfungsweise: In der Anforderung sich so von der Norm abzusetzen, erfüllt das Individuum aber gerade jenen Anspruch, den es ablehnen sollte. Depression ist nicht nur im Sinne Ehrenbergs als moderne Sozialpathologie Resultat von und Widerstand gegen gesellschaftliche Problemlagen, sondern bildet eine spezifische Unterwerfungsweise, also eine Art sich gegenüber diesen Normen zu verhalten, die konstitutiv für eine bestimmte Subjektivierungsweise ist.¹⁰⁶

Die therapeutischen *Praktiken* dienen für Ehrenberg der Wiederherstellung mentaler Gesundheit, etwa durch die Entschärfung innerpsychischer Konflikte oder der Restoration der Handlungsfähigkeit. Wie eingangs methodisch angemerkt, beschreibt Ehrenberg außerhalb des therapeutischen Bereichs kaum Praktiken, mittels derer die moderne Subjektivierungsweise erarbeitet werden soll. Mit der von

¹⁰⁶Interessant wäre hier die Analyse Ehrenbergs doppelter Konfliktstellung des modernen Individuums mit Foucaults Ebenen der Subjektconstitution zu erklären, etwa die gesellschaftliche Konfliktposition als Moralcode zu denken und die existentiellepsychologische als Konflikt in der Subjektconstitution, genauer in einer Spannung zwischen der subjektiven Teleologie (Ausrichtung auf das Ideal der Individualität) und der Unfähigkeit dieses Ideal zu erfüllen. Analog könnte man letzteres zur frühchristlichen Ausrichtung auf das Göttliche und der Begrenzung durch die körperliche, materielle Existenz begreifen. Im Falle des modernen Subjekts sind jedoch Ideal und Unmöglichkeit nicht auf zwei Aspekte des Subjekts aufgeteilt (einerseits auf das Selbst als bewusstes, teleologisches Streben und andererseits auf den dieses einschränkenden Körper), sondern beide innerhalb der Psyche angesiedelt. Folgt man Ehrenbergs Rezeption von Lacans psychoanalytischen Annahmen, besteht gerade in dieser innerpsychischen Diskrepanz das Scheitern der modernen Individualität. Die Analogie der doppelten Konfliktstellung des modernen Subjekts mit Foucaults Ebenen der Subjektivierung scheidet jedoch bei genauerer Betrachtung, da die Moralcodes nicht mit der empirisch-materiellen Ebene, und die Subjektivierungsart nicht mit Normen und Vorstellungen (von Individualität) gleichzusetzen sind. Die Analogie so zu ziehen würde grundlegenden diskursanalytischen Annahmen widersprechen, insofern materielle, sprachliche und ideelle Aspekte des Diskurses untrennbar sind. Bestehen bleibt aus einem solchen Versuch jedoch eine Klärung des grundlegenden innerpsychischen Paradoxons, dass gerade dasjenige, was für die Entstehung und Funktion der Psyche (psychoanalytisch gedacht) notwendig ist (die Symbolisierung von Konflikten), von diesem nicht selbst konstruiert, aber dennoch erwartet wird.

ihm ab den 1980ern attestierten Ausweitung dieser Praktiken von der Krankenbehandlung auf den Bereich der Lebensqualität geht er jedoch, strenggenommen, über diese methodische Einschränkung hinaus. Die modernen Behandlungspraktiken der Depression zielen nicht mehr nur auf eine Umkehrung der Depression, auf eine Wiederherstellung der Fähigkeit sich anhand der Normen zu konstituieren ab, sondern bilden als Mittel der Steigerung der Lebensqualität und -zufriedenheit selbst eine direkte Praktik der Subjektconstitution.¹⁰⁷

Die *Teleologie* stellt die Frage, auf welche moralisch-normative Daseinsweise die moderne Subjektivität nach Ehrenberg verweist. Die Antwort stellt für Ehrenberg jenes Idealbild des Individuums dar, welches sich um die Begriffe der Autonomie und Initiative formiert und die oben ausgeführte Fähigkeit der Selbstaktivierung der Umsetzung eigener, „authentischer“ Ziele der Selbstverwirklichung widmet. Ein solches Individuum wäre – gemäß dem Titel von Ehrenbergs Werk – kein Erschöpftes, sondern ein kraftvolles, „proaktives“ Individuum, welches seine Potentiale selbstständig ausschöpft (vgl. Ehrenberg 2015, 31f).¹⁰⁸ Die Merkmale dieser Teleologie finden sich in negativer Form in den Annahmen von Gesundheit und Heilung der verschiedenen Krankheitskonzeptionen der Depression. Das Konfliktmodell beschreibt die teleologische Ausrichtung auf ein Subjekt, welches sich verdrängter Anteile seines Selbst bewusst wird und die Fähigkeit hat, die dabei zutage tretenden (gesellschaftlich und existentiell notwendigen) Konflikte und Leiden zu ertragen; das Defizitmodell richtet die subjektive Teleologie auf den möglichst umfassenden und ungehinderten Ausdruck persönlicher Lebenskräfte.

Die Gegenwart umfasst somit, in Foucaults Terminologie zusammengefasst, eine Subjektivierungsweise, in welcher das moderne Individuum Ehrenbergs eine autonome Haltung zu den liberalisierten Normen und vielfältigen Handlungsmöglichkeiten einnimmt, eigenverantwortlich und bei Bedarf mit therapeutischer Unterstützung seine Affekte aktivierend reguliert und unabhängig von gesellschaftlichen Macht- und Abhängigkeitsverhältnissen handelt. Eine Art des Scheitern an dieser Subjektivierungsweise nimmt die Form der Depression an, in welcher die Kontrolle über die ethische Substanz eingeschränkt ist, der Bezug auf die (Nichterfüllung der) Norm in Begriffen der psychischen Störung geregelt wird, die Arbeit an sich selbst in Form therapeutischer Techniken stattfindet und die Teleologie auf die Übereinstimmung mit der Norm der Autonomie abzielt.

¹⁰⁷In diesen Bereich fallen auch andere (Präventiv-)Maßnahmen gegen Depression bzw. allgemeine Gesundheitspraktiken der Moderne, etwa Techniken der Psychohygiene, Work-Life-Balance, etc. Diese wären in einer weiterführenden Analyse des Individualitätsdispositivs zu untersuchen. Diese, sowie jene von Ehrenberg genannten Therapieformen sind Praktiken und Techniken auch insofern, sie nicht einmalig, sondern als Gewohnheit in die Lebensführung integriert werden müssen.

¹⁰⁸Für die Teleologie ist die subjektive Ausrichtung, nicht ihre politisch-wirtschaftliche Nutzbarkeit ausschlaggebend: Dass moderne Individuen ihre Potentiale eigeninitiiert wirtschaftlich nutzbar machen und normativ-politisch gefügig sind, ändert nicht die teleologische Ausrichtung der Subjektivierungsweise, obschon darin der primäre gesellschaftskritische Impetus liegt. Anzumerken ist dabei, dass die Liberalisierung gesellschaftlicher Normen und der zunehmende Fokus auf psychische Gesundheit nur vordergründig im Gegensatz zur Logik kapitalistischer Mehrwertproduktion stehen, von dieser jedoch ebenso wie andere als neue Wertschöpfungsbereiche etabliert werden können.

4.1.2 Krankheit als das Andere der Norm. Eine kleine Gegenprüfung.

Ehrenberg erarbeitete einen Zusammenhang von Depression und Gesellschaft, in welchem die Depression im Sinne einer Sozialpathologie bestimmte systemimmanente Funktionen übernimmt. Foucault liefert mit seinem Dispositivbegriff und mit *Wahnsinn und Gesellschaft* dieser These ein theoretisches Fundament: das Kranke als das konstitutive Andere der Normalität. Passt dieses Fundament, wie im zweiten Kapitel vorliegender Arbeit methodisch vorangestellt, zu Ehrenbergs These der Depression als Sozialpathologie, müsste eine Umkehrung der Merkmale der Depression die positiven Eigenschaften der Norm abdecken. Eine solche Deckung ist notwendig, um die Depression als ein relevantes Phänomen moderner Subjektivierungsweise zu betrachten. In folgender Darstellung soll dies aus methodischer Hinsicht geprüft und zugleich die konkretere Ausprägung des modernen, erschöpften Selbst skizziert werden.

Geht man von Foucaults Grundthese von *Wahnsinn und Gesellschaft* aus und wendet die Gedankenfigur des Rückschlusses von Charakteristika des Anderen auf die implizite Normativität an, stehen die Symptome der Depression den normativen Anforderungen jener Gesundheit gegenüber, die in der Gegenwart einen normativ-moralischen Anspruch darstellt. Auf die einfachste Formel heruntergebrochen bildet die Depression als affektive Erschöpfung des Begehrens den Gegenpol der Norm einer kraftvollen Affektivität. Soll die Depression präziser bestimmt werden, müssen in der gegenwärtigen symptom- und defizitorientierten Krankheitskonzeption die einzelnen Symptome differenziert werden, da diese – und wie Ehrenberg erarbeitet, nur diese – notwendig für eine Bestimmung der Depression sind.¹⁰⁹ Treffen sich Foucaults Ansatz aus *Wahnsinn und Gesellschaft* und Ehrenbergs Untersuchung zur Depression und modernen Individualität, dann müsste das Gegenteil der Depressionssymptome mit den Normen moderner Individualität übereinstimmen. Im Folgenden soll daher der Gegenpol der einzelnen Symptome der gegenwärtigen Diagnoseleitlinien der Depression (nach ICD-10 und DSM-V) konstruiert werden.¹¹⁰

Das erste im ICD-10 (vgl. F32.0) erwähnte Symptom ist eine „gedrückte Stimmung“. Keine weitere Definition dieses Zustandes wird angegeben; vorläufig sei das Gegenteil eine nicht näher definierte gehobenen Stimmung. Im DSM-V (vgl. 4) wird die dort angeführte „depressive Verstimmung“ näher als Traurigkeit, Leere und/oder Hoffnungslosigkeit bestimmt; eine entgegengesetzte Stimmung wäre gehoben, also eine der Freude, Erfüllung und Zuversicht. Als zweites Kriterium wird im ICD-10 Interessens- und Freudlosigkeit angeführt, dessen Inversion über die bereits angeführte gehobene und freudvolle Stimmung hinaus ein Vorhandensein von Interesse(n) voraussetzt. Diese ist im dritten

¹⁰⁹Diese Symptome sind nicht nur notwendig (insofern eine Diagnose nach der modernen Definition der Depression ohne ihr Vorliegen nicht gestellt werden kann), sondern auch hinreichend, denn mit ihrem Vorliegen ist jedenfalls eine Depression zu diagnostizieren, auch wenn ihre Ursache eine andere psychische oder physische Störung ist. Das einzige Ausschlusskriterium im ICD-10 ist eine Anpassungsstörung, jedoch keine weiteren komorbiden Erkrankungen, Persönlichkeitsfaktoren oder soziale Umstände (vgl. ICD-10 F32.0).

¹¹⁰Darüber hinaus könnte der Vergleich mit früheren Definitionen von Depression einen Rückschluss auf die unterschiedliche gesellschaftliche Normativität erlauben. Es sind also nicht nur jene Symptome aussagekräftig, welche in den Diagnoseleitlinien erwähnt und damit offenbar als relevant (von der Norm abweichend) eingestuft werden, sondern auch jene, die nicht (mehr) angeführt werden.

Hauptsymptom der Depression ebenfalls eingeschränkt: in der Verminderung des Antriebs bzw. der erhöhten Ermüdbarkeit.¹¹¹ Aus dem Gegenpol der drei Hauptsymptome der Depression (gedrückte Stimmung, Interessenslosigkeit und verminderter Antrieb) ergibt sich das Bild eines gesunden Subjekts, welches in gehobener Stimmung mit Antrieb Interessen nachgeht.

Die sieben Nebensymptome der Depression lassen sich grob in drei Bereiche kategorisieren: physiologische Funktion, kognitive Fähigkeiten und Selbstwert. In den ersten Bereich fallen die Symptome Schlafstörung und verminderter Appetit (im DSM Gewichtszunahme oder -abnahme). Dessen Gegenteil bilden Normen normaler physiologische Funktionsfähigkeit, in welcher der Schlaf und die Regulation der Ernährung so gestaltet sind, dass sie der Regenerations- und Leistungsfähigkeit förderlich sind. Im Bereich der kognitiven Funktionen bilden die Symptome der verringerten Entscheidungsfähigkeit, der verminderten Konzentration und Aufmerksamkeit, sowie negative Zukunftsperspektiven den Gegenpol zur Norm eines entscheidungsfreudigen, konzentriert-aufmerksamen Bezugs und optimistischer Zukunftsperspektive. Im dritten Bereich bilden die Symptome der Suizidgedanken oder -versuche, sowie die Gefühle von Wertlosigkeit und Schuld einen Komplex der Lebensverneinung und Selbstabwertung, dessen Gegenteil ein lebensbejahender Zugang und die Überzeugung eigener Wertigkeit wären. Zusammenfassend bilden die Symptome der Depression das Andere einer Norm des modernen Subjekts, welches sich über eine gehobene Stimmung des Interesses und der Freude, einen stabilen Selbstwert und positive Zukunftsperspektiven, einer uneingeschränkten Funktionsfähigkeit physiologischer Bedürfnisbefriedigung und kognitiver Fähigkeiten definiert.

Da eine historische Analyse der Symptome vergangener Definitionen der Depression den Rahmen dieser Arbeit sprengen würde, seien nur zwei Symptome erwähnt, welche in früheren Krankheitsdefinitionen der Depression zentral waren, aber in der gegenwärtigen Konzeption nicht oder nur marginal erscheinen: die Traurigkeit und die körperliche Erschöpfung. Erstere bildete das Fundament der Melancholie, zweiteres den Kern der Neurasthenie. Im Umkehrschluss müssten beide Phänomene weniger relevante antithetische Stellungen zur Norm einnehmen – Traurigkeit und körperliche Erschöpfung sind durchaus Zustände, die sich der modernen Normalität fügen. Da sie nicht nur in der Depression eine untergeordnete Rolle spielen, sondern auch in den anderen hochprävalenten psychischen Störungen (Angst- und Abhängigkeitsstörungen) nicht zentral vorkommen, sind sie entweder seltener (was angesichts veränderter gesellschaftlicher Anforderungen, wie der Reduktion körperlicher Arbeit plausibel scheint), oder werden weniger problematisiert. Dieser These widerspricht die kritische Diskussion über eine mögliche Pathologisierung normaler Trauerprozesse durch die Leitlinien der Depressionsdiagnostik, insbesondere durch die reduzierte Mindestdauer von zwei Wochen.

¹¹¹Die vom DSM diesbezüglich angeführte Müdigkeit ist nicht deckungsgleich mit der Ermüdbarkeit des ICD-10, doch scheint der Unterschied marginal. Auffälliger hingegen scheint die Betonung der somatischen Komponente im DSM, welche explizit eine psychomotorische Verlangsamung erwähnt.

Bis auf diese Diskrepanz in der normativen bzw. psychopathologischen Bewertung von Trauer zeigt diese skizzierte Analyse, dass Ehrenbergs These, die moderne Depression sei eine Umkehrung oder Widerstandserscheinung gegenwärtiger Normativität, durchaus mit Foucaults These der Krankheit als des konstitutiven Anderen der Normalität übereinstimmt.

4.1.3 Subjektivierungsweisen der modernen Depression näher betrachtet

Der folgende Abschnitt betrachtet nun die oben genannte Subjektivierungsweise in der Depression näher und zieht Vergleiche zu Foucaults Subjektivierungsformen über das Begehren. Diese stellen auch Ehrenbergs These der sich zur Mitte des 20. Jahrhunderts formierenden Innerlichkeit in Frage. Besonders aufschlussreich sind für eine tiefere Analyse die Subjektivierungspraktiken und die Teleologie, welche sich in der Depression besonders klar in den Behandlungspraktiken und Krankheitskonzeptionen zeigen: der psychoanalytischen Behandlung nach dem Konfliktmodell bis in die 1970er und danach mit Psychopharmakotherapie und neueren Formen nicht-tiefenpsychologischer Psychotherapie.

Bemerkung zu Ehrenbergs These der psychologischen Innerlichkeit

Foucault beschreibt im Übergang von hellenistischer zu frühchristlicher Subjektivierungsweise eine Verschiebung der ethischen Substanz, die Ähnlichkeiten mit Ehrenbergs Nachzeichnung der Hinwendung auf ein medial popularisiertes Inneres Mitte des 20. Jahrhunderts aufweist: die Abwendung von Handlungen zu einer verborgenen, seelischen Innerlichkeit im dritten und vierten Jahrhundert. Die Frage, warum aus dieser Verschiebung keine Depression als Sozialpathologie folgte,¹¹² (sofern eine solche nicht in anderen Begriffen konzipiert auftrat, etwa der Melancholie oder Gottesferne), wird hier spekulativ aufgrund anderer Diskrepanzen, vor allem der strengen und eindeutigen Unterwerfungsweise, die eher Ehrenbergs erster Hälfte des 20. Jahrhunderts entspricht, ausgeklammert.

Eine zweite Frage bleibt danach, was an Ehrenbergs Innerlichkeit des 20. Jahrhunderts charakteristisch ist, wenn Foucault eine ähnliche Entwicklung über anderthalb Jahrtausende früher nachzeichnet. Ein Erklärungsstrang dafür beachtet die strukturelle Funktionalität dieser Innerlichkeit in Gegenwart und Frühchristentum und könnte argumentieren, dass die Innerlichkeit der Moderne anderen Machtdynamiken unterliegt, etwa als verdecktes Disziplinarmittel fungiert. Dem widerspricht, dass auch im Frühchristentum die seelische Innerlichkeit in einem komplexen Machtgefüge verankert war, welches Zugriff auf und Regulation von Einzelnen durch diese selbst erlaubte – etwa durch die Gewissensprüfung, welche über den verhaltensmäßigen Gehorsam hinaus eben jenen inneren, begehrenden Bereich regulieren sollte bzw. diesen von Einzelnen selbst kontrollieren lassen sollte, den

¹¹²Mit Ehrenbergs Grundbegriff der Sozialpathologie müsste eine solche in anderen Gesellschaften, auch jenen mit radikal anderen Strukturen, nicht nur möglich, sondern notwendig sein, sofern diese ein normatives System und leidverursachende Konfliktstellungen ausweisen – zwei Bedingungen, die von allen nicht-utopischen Gesellschaften erfüllt sein müssten.

Ehrenberg als im 20. Jahrhundert neuartig konstruiert darstellt. Ein letzter Ansatz zur besonderen gesellschaftlichen Funktionalität der modernen Innerlichkeit wäre, sie nicht nur von Disziplinarmachtstrukturen geprägt, sondern in Mechanismen der Biomacht eingebettet zu denken. Foucaults Zitat zur Biomacht aufgreifend: „Eine Normalisierungsgesellschaft ist der historische Effekt einer auf das Leben gerichteten Machttechnologie“ (Foucault 1983, 139). Dies führt zu einer weiteren Unterscheidungsmöglichkeit, nämlich über die Definition von „Leben“: Die moderne Biomacht definiert dieses als physisches und, zu einem geringeren Maße, psychisches Wohlergehen und Produktivität; die frühchristliche Konzeption konzipiert Leben radikal anders als seelisches Heil.¹¹³ Blendet man diese Verschiedenheit der Definitionen von „Leben“ aus, wird dieser Unterschied jedoch strukturell unhaltbar. Unterliegen die frühchristlichen Praktiken, sofern sie ebenfalls auf das Leben gerichtet waren, derselben Logik der modernen Biomacht und ihrer Normalisierungstendenzen, bleibt das Spezifische an Ehrenbergs Innerlichkeit des 20. Jahrhunderts offen. Ein letzter Unterscheid bleibt: Die frühchristliche Orientierung am Leben zielt nicht auf eine biologisch-affektive Auffassung durchschnittlicher Lebenskraft und -maximierung ab. Gerade in ihrer gegenwärtig breit kritisierten Ablehnung des Irdischen (vor allem in seiner leiblich-begehrenden Materialität) zugunsten einer unabhängigen, seelischen Existenz, entwirft die frühchristliche Subjektivierungsweise eine Form nicht-vergleichbarer, irreduzibler Individualität, welche – anders als die Moderne – nicht auf eine Norm oder einen relativen Durchschnitt zurückzuwerfen ist. Dass eine solche Innerlichkeit gerade in einer Gesellschaft, die – Ehrenbergs Thesen folgend – das Individuum über das Affektiv-Begehrende denkt, so abgelehnt wird, unterstreicht nicht nur die Bedeutung des genannten Unterschieds im Verständnis von Leben, sondern ist überdies ein Selbstbildnis letzterer.

Vor dem Hintergrund von Foucaults genealogischer Arbeit bleibt Ehrenbergs These der Erstmaligkeit der modernen Innerlichkeit fragwürdig, obschon behauptet werden kann, dass die Innerlichkeit der Moderne nicht mehr seelisch oder geistig, sondern wesentlich psychologisch-affektiv gedacht wird.

Psychoanalyse und frühchristliche Subjektivierung

In der Psychoanalyse und ihrer Bedeutung für die Depression als Sozialpathologie der 1960er und 1970er sind eindeutige Ähnlichkeiten zur frühchristlichen Subjektivierungsweise erkennbar. Foucault selbst erarbeitet eine Parallele der christlichen Geständnispraktik mit der Psychoanalyse (sowie mit Praktiken im Bereich der Medizin, Pädagogik und Justiz), konzentriert diese jedoch weniger auf die Subjektivierungsweise, als auf die Wahrheitsproduktion des Sexualitätsdispositivs (vgl. 1983, 62ff). Neben diesem lassen sich in Bezug auf die Psychoanalyse mehrere Elemente der frühchristlichen Selbstpraktiken festmachen: die Bedeutung moralischer Urteile, eine introspektive Haltung und

¹¹³Eine konzise Darstellung dieses Unterschieds ist Foucaults Erarbeitung frühchristlicher Anerkennung jungfräulicher Lebensweisen: Wo man eine solche Lebensweise als Gegenteil der modernen Biomacht setzen könnte (in asketischer Haltung und Abkehr von biologischer und wirtschaftlicher (Re-)Produktion), galt sie im Frühchristentum als reinste Form menschlicher Teleologie (vgl. Foucault 2019, 261ff).

Annahme eines verborgenen affektiven Inneren, die Notwendigkeit einer äußeren Vermittlungsinstanz und die sprachperformativen Gesprächstechniken.

Foucault erarbeitete, wie in der frühchristlichen Gewissensprüfung die verborgenen inneren Quellen des Begehrens, der Gefühle und Gedanken hinterfragt werden sollten, um diese auf ihren möglichen Ursprung im Bösen zu bewerten. Die Psychoanalyse behauptet ihre Urteile unabhängig von moralischen Unterscheidungen zu treffen, spricht solchen aber bedeutenden psychischen Einfluss zu: Verdrängt und verzerrt wirksam wird dasjenige, was normativ-moralischen Geboten zuwiderläuft. Erst diese Konfliktdynamik von Trieben und gesellschaftlichen Normen konstruiert in der psychoanalytischen Theorie jenen Teil des verdrängten Unbewussten, welcher später ursächlich für neurotische Störungen ist und therapeutisch erarbeitet wird. Gemeinsam ist der frühchristlichen Gewissenslehre und der Psychoanalyse überdies, dass die Wahrheit des Selbst, insbesondere von dessen Begehren und Beweggründen, den Einzelnen notwendigerweise verborgen bleibt und nur über die Vermittlungsinstanz der religiösen/therapeutischen Figur teilweise aufgedeckt werden kann. In der frühchristlichen Lehre wurde die Unmöglichkeit einer alleinigen introspektiven Selbstreflexion durch die Spätwirkung des Sündenfalls und der Erbsünde erklärt; in der Psychoanalyse ergibt sie sich zum Teil durch das prinzipiell nicht-bewusstseinsfähige Wesen des Unbewussten und zum Teil durch die Verdrängung normativ verbotener Inhalte. Das verborgene Innere wird in beiden Ansätzen als von Affekten und Begehren konstituiert gedacht, wobei insbesondere jene Beachtung erhalten, die religiös oder gesellschaftlich abgewertet sind. Des Weiteren ist das Wesen dieses Inneren und seine Wirkung nicht sichtbar, sondern wird erst in einer kleinteiligen (Selbst-)Beobachtung und sprachlichen Veräußerung der Gefühlsregungen, Vorstellungen und nicht-kontrollierbarer Bereiche der Träume¹¹⁴ und unwillkürlicher Körperlichkeit erkennbar. Der Prozess der Bewusstwerdung des Inneren weist ebenfalls Ähnlichkeiten auf. In der frühchristlichen Beicht- und Geständnispraxis sollte das Innere durch die sprachliche Veräußerung an eine geeignete Person offenbart und dessen leidverursachende Wirkung unterbrochen werden. Der religiösen Figur des Geständnisempfängers wird nicht nur eine, über die geständnisimmanente Wirkung hinausgehende, heilsame Kraft zugesprochen (in Form von Vergebung), sondern auch die Fähigkeit, das Wesen des Veräußerten auf seinen moralischen Gehalt und damit auch dessen Relevanz für die Subjektivität der gestehenden Person zu beurteilen. In der Psychoanalyse findet man Parallelen dieser Aspekte: der Patient soll unzensiert Affekte und assoziierte Vorstellungen aussprechen und findet in dieser *talking-cure* eine Erleichterung des Leids. Der Therapeutin wird die Fähigkeit zugesprochen, dieses Veräußerte auf mögliche Relevanz für innerpsychische Dynamiken zu beurteilen und durch dessen Offenlegung den Leidensdruck der Patienten zu lindern. Maßgeblich ist auch dabei die moralische Komponente: christlich durch die Vergebung, psychoanalytisch über den Zwischenschritt, internalisierte, moralische Normen als solche zu erkennen und zu relativieren. Ziel ist in der Psychoanalyse die Bewusstwerdung verdrängter Bewusstseinsinhalte über die performative

¹¹⁴In der Bedeutung der Traumdeutung für die Psychoanalyse sieht man ein von Foucault (1989b) erarbeitetes Element der hellenistischen „Existenztechnik“ (ebd. 11) und des komplexen „Entzifferungsverfahrens“ (ebd. 17) von Träumen.

Technik der Symbolisierung und Versprachlichung. Die Vergebung durch die christliche Beichtempfängerin könnte man in der Psychoanalyse als vorgelagert in der psychoanalytischen Haltung erkennen, möglichst neutral auch moralisch konträre Phänomene anzuerkennen. Beiden gemeinsam ist – insbesondere wenn man Freuds strategische Anleitungen für die psychoanalytische Praxis zur Umgehung von Widerständen der Patienten liest – eine Art „geistige[r] Kampf [...] eine Dynamik von Bewegungen, [...] die Aufgabe der Entzifferung, um zu erfassen, was sie unter dem Anschein des Selbst verbirgt“ (Foucault 2019, 308). Auch wenn zwischen frühchristlicher Beichtpraxis und psychoanalytischer Therapie grundlegende Unterschiede der moralisch-normativen Grundhaltung bleiben, weisen sie in Hinblick auf ihre Subjektivierungsform deutliche Ähnlichkeiten auf.¹¹⁵

Defizitorientierte Therapiepraktiken und antik-hellenistische Subjektivierung

In den klassischen, tiefenpsychologisch orientierten Methoden (Psychoanalyse, Individualpsychologie nach Alfred Adler und Analytische Psychologie nach Carl Gustav Jung) sind die genannten Charakteristika der frühchristlichen Subjektivierungsweise deutlich zu verzeichnen. Foucaults Beschreibung der frühchristlichen Subjektivierungsweise trifft jedoch nicht nur auf diese, sondern auch auf jene, von Ehrenberg „Befreiungstherapien“ genannten, defizitorientierten Behandlungsmethoden zu, welche dem Individuum in den 1960ern und 1970ern helfen sollten, sich von der strengen Autorität zu lösen, sich selbst zu erforschen und als individuelle Wesen zu bestimmen:

Im Grund geht es um die Form der Subjektivität: [...] die Erkenntnis von sich durch sich, die Konstituierung von sich selbst als Gegenstand der Untersuchung und des Diskurses, die Befreiung, [...] mittels Operationen, die bis ins Innerste des Selbst Licht bringen. (Foucault 2019, 76)

Der bedeutende Unterscheid ist, dass in den 1960ern und 1970ern die Befreiung des eigenen Begehrens von den Einschränkungen der Autorität angestrebt wurde, im Frühchristentum hingegen diese Begehren dasjenige waren, wovon das Selbst sich befreien sollte. Beiden gemeinsam bleibt jedoch „eine Form der Erfahrung – sowohl verstanden als Modus der Selbstpräsenz wie auch als Schema der Selbsttransformation“ (ebd.).

Der psychologische Behaviorismus und die darauf aufbauende Verhaltenstherapie wenden sich explizit von tiefenpsychologischen Ansätzen ab und legen eine andere ethische Substanz (beobachtbares Verhalten, nicht Affekte) und praktische Ausarbeitung (Konditionierung bestimmter Reiz-Reaktionsmuster durch Übung, statt Introspektion und Gespräch) fest. Darin ähnelt diese – gegenwärtig am weitesten verbreitete – Therapiemethode jenen Subjektivierungsweisen der griechischen und hellenistischen Epoche, welche ebenfalls den Fokus auf ausgeführte Handlungen und deren (Rück-)Wirkung legten. Auch die von modernen Behandlungspraktiken angestrebte Wiederherstellung der

¹¹⁵Obwohl Ehrenberg vom psychotherapeutischen Bereich nur die Psychoanalyse rezipiert, gestaltet sich dieser im 20. Jahrhundert zunehmend divers und weist Richtungen auf, welche weder in das Konflikt- noch das Defizitmodell einzuordnen sind und mit ihren Praktiken und ihrer Teleologie auf eine andere Subjektivierungsform hinweisen würden. Aufgrund des begrenzten Umfangs dieser Arbeit, kann diesen Verweisen nicht näher nachgegangen werden.

Entscheidungs-, Handlungs- und Tatkraft fügt sich in diese Tradition.¹¹⁶ Foucault beschreibt etwa, dass bei Seneca die Unterwerfung unter eine Lehrperson durchaus mit dem Streben nach Autonomie vereinbar ist, wenn diese kurzfristig der Wiederherstellung der eigenen Selbstführung dient; die Methodik dafür ähnelt verhaltenstherapeutischen Interventionen: Er rezipiert einen Briefwechsel Senecas mit Serenus, in welchem Seneca diesem nach ausführlicher Befragung seines Zustandes zu einer „Kräftebilanz“ rät, um dessen Handlungsfähigkeit wiederherzustellen (vgl. Foucault 2019, 154f). Im Sinne der Unterwerfungsweise sei die Unverbindlichkeit der Norm angesprochen, welche sowohl in der Vagheit der antiken Ästhetik der Existenz, als auch in der modernen Forderung nach einer selbstgewählten, individuellen Lebensweise hervortritt – entscheidend ist in beiden nicht die strenge Adhärenz zur Norm, sondern die persönliche Ausgestaltung dieser. Eine weitere Ähnlichkeit zwischen antiker Subjektivierungsweise und defizit- bzw. verhaltensorientierten Therapierichtungen ist die Bedeutung der Selbstführung. Die Ähnlichkeit wird jedoch dadurch beschränkt, dass die Selbstführung der Antike erstens, durch Selbstbeherrschung zustande kommen soll (und nicht im Gegenteil auf eine Affektaktivierung abzielt) und zweitens, jene Passivität der modernen psychopharmakologischen Behandlungspraxis abgelehnt würde, welche die meisten Psychotherapieformen gegenwärtig begleitet. Zwei weitere Unterschiede zwischen verhaltenstherapeutischen und griechischen/hellenistischen Praktiken bleiben: Erstens, leugnet die klassische Verhaltenstherapie jenen Bereich des Subjekts, welchem im antiken und hellenistischen Verständnis die Selbstpraktiken dienen sollten – die Seele. Zweitens, können verhaltenstherapeutische Praktiken nicht auf selbstgewählte Ziele ausgerichtet sein, da die eigene Urteilskraft nicht als eigene normative Handlungswirksamkeit anerkannt wird. Die Normen des (zu erlernenden) Verhaltens müssen äußerlich festgesetzt werden und schließen damit die angestrebte Autonomie der griechischen und hellenistischen Epoche grundsätzlich aus.¹¹⁷

In einer abschließenden Bemerkung lässt sich der Unterscheid zwischen antiktürkischer und moderner Subjektivierung über das Begehren wie folgt pointieren: Sollte die antiktürkische Selbstführung einen autonomen Gebrauch des Begehrens ermöglichen, so wird in der Gegenwart das Begehren gebraucht, um jene Motivation zu generieren, welche für die Erfüllung gesellschaftlicher Handlungsanforderungen notwendig ist. Viel eher als antik, ist letzterer Zugang dabei hellenistisch, im Sinne einer permanenten Sorge um die eigene, moralisch relevante, Stärke und Gesundheit – nur, dass nun nicht das Selbst vom Begehren bedroht, sondern die Begehren vom Selbst er- und ausgeschöpft werden. Bildete der hellenistische Körper in seiner aufmerksam umsorgten Ambivalenz von Begehren

¹¹⁶In dieser Hinsicht ist jene frühchristliche Subjektivierungstechnik des Mönchsgehorsams, wie von Foucault erarbeitet als Verzicht auf den eigenen Willen (und das Selbst), das Gegenteil der modernen Forderung der Selbstkontrolle. Andererseits könnte man gerade im von Augustinus formulierten Versuch, den Willen nicht nur gegen die unwillkürlichen Begehren, sondern gegen diesen Willen selbst durchzusetzen als eine extreme Form der modernen Fähigkeit der Selbstaktivierung und -kontrolle sehen (vgl. Foucault 2019, 471f).

¹¹⁷Diverse andere Richtungen der Psychotherapie im 20. Jahrhundert verweisen mit oftmals grundlegend anderen Theoriegebäuden und Behandlungsansätzen auf jeweils unterschiedliche Aspekte früherer westlicher Subjektivierungsweisen. Jenes Element der frühchristlichen Bußpraxis, welches laut Foucault nicht über die Versprachlichung von Wahrheit, sondern primär über die ostentativ-performative Darstellung inneren Leidens wirken sollte, findet sich etwa in den szenischen Praktiken des Psychodrama nach Moreno, der Gestalttherapie nach Pearls oder den Techniken der Familienaufstellung. Antik griechische Fragestellungen der Verantwortlichkeit in der *polis*, sowie der Parallelisierung von Selbstführung und politischer Tüchtigkeit finden sich in theoretischen Ansätzen der Systemischen Therapie.

und Selbstbeherrschung eine von Sozialem, Seelischem und Geistigem unabhängige Quelle von Weisheit, so wird im Gegenteil die Eigenlogik der Erschöpfung des modernen Körpers lediglich als Fehlfunktion beurteilt.

Fasst man diese weiterführende Untersuchung zur Subjektivierungsform der Depression zusammen, wird eine Tendenz sichtbar, dass sich die psychoanalytisch konzipierte und behandelte Depression der 1960er und 1970er aufgrund vieler Ähnlichkeiten in die Tradition der frühchristlichen Subjektivierungsweise einordnen lässt, jedoch mit einer dezidiert anderen moralischen Orientierung; die defizitorientierte Konzeption der Depression und ihre Behandlungspraktiken hingegen ähneln den antiken und hellenistischen Subjektivierungsweisen, jedoch mit einer Ausrichtung auf die Selbstaktivierung, anstatt autonomer Selbstführung.

4.2 Subjekt und (Selbst-)Erkenntnis in der Gegenwart

Behält man die im ersten Teil getroffene Unterscheidung zwischen Erkenntnisobjekte, Erkenntnismittel und Erkenntnisinstanz bei, zeigt sich folgendes Verhältnis des modernen Subjekts zur Wahrheit.

Erkenntnisobjekte

Ein eindeutiges Erkenntnisobjekt zeigt sich im Konfliktmodell der neurotischen Depression: Nach psychoanalytischem Strukturmodell ist dabei in der Subjektivierungsweise die Erkenntnis seiner Selbst zentral, genauer: jene nicht prinzipiell, sondern kontingent unbewussten Teile seiner Selbst, welche durch Verdrängung und andere Abwehrmechanismen, also eine psychische Eigenleistung, unkenntlich gemacht wurden. Dabei ist nach Freuds früher Unterscheidung der Systeme (vor)bewusst und unbewusst, Erkenntnis von Prozessen in allen drei Strukturbereichen möglich: von den zum Es gehörigen, normativ nicht akzeptablen Trieben und Affekten; von, im Zuge der Erkenntnis als Internalisierung gesellschaftlicher Normen erkannten, Verdrängungsimpulsen des Überich; sowie das Bestehen und Wirken bestimmter Abwehrmechanismen als Vermittlungsversuche des Ich. Diese Auswahl der Erkenntnisobjekte relativiert die oben genannte Ähnlichkeit der psychoanalytischen mit der frühchristlichen Subjektivierungspraktik, insofern nicht nur die (unangepassten) Begehren aufgedeckt werden sollen, sondern auch die Einwirkung der normativen Autorität und die produktiv-kompromissbildende Auseinandersetzung des Einzelnen damit. Insofern das Überich internalisierte Normativität darstellt, umfassen die Erkenntnisobjekte des psychoanalytischen Konfliktmodells notwendigerweise auch eine potenziell kritische Erkenntnis des Gesellschaftlichen.

Im Gegensatz dazu finden sich im Defizitmodell der Depression kaum Erkenntnisobjekte, außer man geht von einem performativ-affektiven Verständnis von Wahrheit als manifestierte Lebenskraft aus – ein Zugang, welcher der hellenistischen Verbindung von Wahrheit und (körperlicher) Gesundheit ähnelt

und durchaus vor dem Hintergrund diverser philosophischer Richtungen, allen voran mit Spinoza,¹¹⁸ weiter zu verfolgen wäre.

Ein Rekurs auf die antik-griechischen Erkenntnisobjekte, jene der transzendenten, über das weltliche Selbst und die Gesellschaft hinausgehenden Wahrheit, zeigt eine eindeutige Annahme der modernen (Selbst-)Erkenntnis auf: Erkannt werden soll in der Gegenwart, sowohl im Konfliktmodell als auch im Defizitmodell – wie auch in vorliegender Arbeit – eine Wahrheit des Subjekts und der Gesellschaft (genauer: der Gesellschaft in Hinblick auf das Subjekt). Eine Ausrichtung, welche auch angesichts des dieser Arbeit vorangestellten Frankl-Zitats, weitreichende Fragen nach der Möglichkeit von Welt- und Selbsterkenntnis eröffnet.

Ein – angesichts Ehrenbergs Thesen wohl *der* entscheidende – Unterschied zwischen dem Erkenntnisstreben der modernen Subjektivierungsweise (über die Depression) und dem diskursanalytischen Zugang ist die Bestimmung, aufgrund welcher von der Unmöglichkeit objektiver Erkenntnisobjekte ausgegangen wird. In ersterem wird diese durch eine sozialkonstruktivistische näher betrachtet, durch eine psychologische Weltanschauung gesetzt; in zweiterem durch eine diskurs- und machttheoretische Weltanschauung.

Erkenntnismittel

Die Erkenntnismittel des konflikttheoretischen Wahrheitsstrebens wurden im Abschnitt zur psychoanalytischen Theorie (siehe 3.2.3) bereits skizziert und oben anhand frühchristlicher Praktiken erneut reflektiert. Neben der detaillierten Selbstbeobachtung von Affekten, Vorstellungen und Träumen, sowie deren Geständnis an eine äußere Instanz, ist ein Aspekt in Rückgriff auf Foucaults eigene Ausführungen zu modernen Geständnispraktiken besonders hervorzuheben: Dass das Geständnis (oder allgemeiner gefasst, die Praktiken zur sprachlichen Veräußerung), nicht nur Mittel der Erkenntnis des Selbst sind, sondern dieses erst performativ erzeugen (vgl. Foucault 1983, 62ff).

Foucault rezipiert den Philosophen der Stoa, Epiktet (in Foucault 1989b, 77), dass sowohl für die Konsultation bei einem Arzt (also zur Heilung), als auch bei einem Philosophen (zur Erkenntnis) gilt: „wenn man hinausgeht soll man nicht genossen, sondern gelitten haben.“ Dies spiegelt sich im konflikttheoretischen Zugang zu Heilung und Selbsterkenntnis wider: Das Erkenntnismittel (ebenfalls wesentlich als Heilung verstanden) der neurotischen Depression ist nicht nur ein potenziell unangenehmer Prozess, sondern muss notwendigerweise mit einem gewissen Maß an Leiden einhergehen, da nicht nur die Widerstände gegen die Bewusstwerdung von Verdrängtem aufgelöst werden müssen, sondern auch das zugrundeliegende Leid dadurch bewusst erfahrbar wird. In dieser Hinsicht sieht man eine Verbindung von Selbsterkenntnis, Leid und Heilung.

¹¹⁸Spinozas Philosophie wäre auch für andere Facetten vorliegender Arbeit äußerst ertragreich, insbesondere sein Konzept des *conatus* und die Definitionen von Affekt und Leiden.

Im ersten Teil dieser Arbeit wurde in Bezug auf die Erkenntnismittel auch der Frage nachgegangen, wie die Bedingungen für ihre Anwendung konzipiert wurden, etwa in Form der antiken Selbstbeherrschung, der hellenistischen Unabhängigkeit von äußeren Umständen oder der frühchristlichen Enthaltensamkeit. In der Moderne teilen sich Vorstellungen dieser Bedingung wieder anhand der zwei von Ehrenberg dargestellten Zugänge. Im Konfliktmodell sei die wichtigste Voraussetzung für die individuelle Konfliktfähigkeit das Maß, in welchem sich das Ich innerpsychisch abgebildeter Spannungspositionen bewusst werden kann. Hier zeigt sich jedoch eine Relativierung der – in Ehrenbergs Arbeit trotz explizierter Neutralität in der Bewertung beider Modelle – wiederholten Höherstellung des Konfliktmodells: Selbst in den 1960ern und 1970ern, am Höhepunkt der psychoanalytisch und konflikttheoretisch konzipierten und behandelten Depression, sei die Verwendung von Psychopharmaka unterstützend eingesetzt worden. Dabei wird erkenntlich, dass in der Moderne, selbst in der Zeit vor der Durchsetzung der Defizitansätze, eine körperlich-affektive Grundlage relevant für die Bedingung dieser innerpsychischen Konfliktfähigkeit, und damit der Selbsterkenntnis, waren.

Man könnte darauf aufbauend, die bis zum Ende des 20. Jahrhunderts stattfindende Weiterentwicklung des modernen Subjekts in seinem Zugang zur Wahrheit so begreifen, dass diese Bedingung körperlich-affektiver Kraft isoliert und nicht mehr auf ihr Ziel der Ermöglichung von Selbsterkenntnis verstanden wurde. Insofern der modernen Teleologie eine Ausrichtung auf (Selbst-)Erkenntnis fehlt, wird die Förderung dieser körperlich-affektiver Kraft auf sich als Selbstzweck zurückgeworfen.

Erkenntnisinstanz

Eine Betrachtung der Erkenntnisinstanzen moderner Subjektivierungsweise greift ebenfalls obige Ausführungen der psychoanalytischen Konfliktkonzeption und ihren Vergleich mit frühchristlichem Wahrheitsbezug auf: Maßgebend ist die Figur der Psychotherapeutin als eine Instanz, welche die dem Bewusstsein verborgenen Mechanismen der Psyche durchschaut, darin die Wahrheit über die Psychodynamik des Gegenübers erkennt und dabei aber im oben ausgeführtem Sinn sowohl eine Instanz der Erkenntnis, als auch der Wahrheitsproduktion darstellt. Foucault zu dieser hermeneutischen Funktion: „Der Zuhörende ist nicht mehr bloß der Herr der Verzeihung oder der verurteilende oder freisprechende Richter; der wird der Herr der Wahrheit sein“ (1983, 70).

Nicht zu vernachlässigen ist dabei aber jener Unterschied zur frühchristlichen Subjektivierungspraxis, – in welcher die Erkenntnisinstanz vollends auf Gott und seine Vertreter verlagert wurde –, dass dem neurotischen Subjekt selbst die Position der Erkenntnisinstanz zu kommt. Freud beschreibt etwa, dass als Bedingung für die Entwicklung einer neurotischen Störung ein Erkennen einer realen Spannung vorliegen muss, da erst etwas verdrängt wird, wenn es als non-konform erkannt wurde. Auch in den „Befreiungstherapien“ der 1960er und 1970er sieht man den Verweis auf eine, nicht-bewusste, affektiv-körperliche Erkenntnisinstanz im hellenistischen Sinne.

Im Gegensatz dazu beschreibt Ehrenberg zum Ausgang des 20. Jahrhunderts defizitorientierte Krankheitskonzeptionen, in welchen nicht nur diese Erkenntnisinstanz im Einzelnen ausgeblendet wird, sondern die Frage nach der Wahrheit überhaupt. Es besteht darin keine Instanz mehr zur Beurteilung der Wahrheit des Subjekts, etwa in Bezug auf die Ätiologie und das Wesen seines Leidens – so entfremdet diese durch die Paradigmen der Psychologie sein mögen – abseits pragmatischer Fragen nach der Effektivität diverse Behandlungsformen. „Die Therapie zielt nicht auf ein Subjekt der Wahrheit, sie repariert [...] eine Pathologie, die dem Kranken keine Wahrheit bringt, eine Wahrheit, die diejenige des Subjekts wäre.“ (Ehrenberg 2015, 70)

Es bleibt zu bedenken, dass diese Wahrheit des Subjekts, nun zwar nicht mehr im Sündhaften, bei erfolgreicher therapeutischer Subjektivierung auch nicht mehr im Verdrängten, jedenfalls aber im Psychologischen verortet wird und damit sehr weit entfernt von einer Wahrheit im klassischen Sinne ist. Vielmehr ist gerade diese psychologische Bestimmung des Subjekts höchst brisant und Zeugnis moderner Subjektivierungsform. Es läge daher nahe, gesellschaftskritische und selbstreflexive Impulse weniger im psychoanalytischen Konfliktmodell als Abbildung gesellschaftlicher Spannungskonstellationen zu verorten, als in eben dieser psychologischen Betrachtungsweise des Subjekts. Genaugenommen könnte gerade das dreiteilige Strukturmodell nach Freud als Epitome dieser Normativität gedacht werden – das Individuum nämlich als eines, welche die gesellschaftlichen Konflikte autonom in sich repräsentiert und als Stellvertreter austrägt.

Ehrenberg zieht in seiner Untersuchung eine Scheidelinie zwischen Konflikt und Defizit, zwischen neurotischer Depression und depressiver Erschöpfung. Angesichts vorliegender Untersuchung der Subjektivierungsformen über das Begehren, wird jedoch deutlich, dass eine viel klarere Unterscheidung im Zugang zur Wahrheit zu ziehen wäre. In dieser steht im Wahrheitszugang der 1960er und 1970er das neurotische Subjekt als potenziell bewusster Stellvertreter gesellschaftlicher Konflikte in einer Tradition frühchristlicher Subjektivierung. Im Gegensatz dazu formiert sich das erschöpfte Subjekt des Ausgangs des 20. Jahrhunderts um antike und hellenistische Techniken der Verhaltenssteuerung und Selbstkontrolle, verliert die Ziele, deren Zweck diese sein sollten, aus den Augen: die Autonomie und Selbsterkenntnis des Subjekts durch sich selbst.

Foucault (1989b, 156) rezipiert den hellenistischen Arzt Galen, nach welchem das Ausleben der Begehren das beste Mittel gegen Melancholie sei. Ehrenbergs Analyse weist in die gegenteilige Richtung, in welcher liberalisiertes und erfordertes Begehren Ursache für Depression sei. Dies skizziert einen grundlegend anderen Zugang des Subjekts zu seinem oder ihrem Begehren. In der neurotischen Depression zeigt sich der frühchristliche Zugang der Erforschung des Begehrens und dessen Verweis auf eine innere Wahrheit. Zum Ende des 20. Jahrhunderts wird diese Frage nach Wahrheit und Selbst ausgeblendet, zugunsten einer Subjektivierungsweise, die sich, ähnlich wie in der griechischen Antike und im Hellenismus, über Handlungsfähigkeit formiert und dieser für ihre Zwecke den Zugriff auf die Begehren bereitstellen soll. Verbindet man diese Subjektivierungsform mit einer Analyse der

machtstrukturellen Verankerung der Depression, zeigt sich, dass diese Zwecke auf die selbstgeführte Maximierung der Lebenskräfte abzielen.

4.3 Machtstrukturen der modernen Depression

In eine kritische Analyse der Depression als einer Erfahrungsweise des modernen Subjekts müssen machttheoretische Überlegungen einfließen, da es aus diskursanalytischer Sicht keine Subjektivierungsprozesse außerhalb von Machtstrukturen geben kann. Eine solche Analyse ist im Kontext dieser Arbeit besonders ertragreich, insofern Ehrenberg die machtstrukturelle Verankerung der Depression nicht tiefergehend verfolgt und sich auf die Untersuchung der Normen von Individualität konzentriert. Auch wenn eine solche immer auf Machtverhältnisse verweist (siehe Abschnitt 3.4), bleibt hier Raum für eine kritische Diskussion, welcher unausgefüllt, ein blinder Fleck einer Subjektanalyse bliebe.

Exkurs zu Ehrenbergs These der internalisierten Autorität

Ehrenbergs Thesen der internalisierten Autorität und inneren Anpassung in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts sind in diskursanalytischer und historischer Hinsicht fragwürdig. Nachzugehen wäre etwa der Frage, ob die innere Anpassung in der ersten Hälfte des Jahrhunderts wirklich so schwach war, wie es seine These nahelegt, dass nämliche Einzelne verhaltensmäßig angepasst waren, ihre inneren Affekte, Vorstellungen und Überzeugungen hingegen unangepasst. Ehrenberg geht weder historisch noch diskursiv-hermeneutisch näher darauf ein, inwiefern das 19. und 20. Jahrhundert ein geringeres Maß innerer Angepasstheit aufwiesen, zu welchem Grad dies bedingt war durch klare Autoritätsverhältnisse und ob deren Einfluss tatsächlich jener war, Bedingung für Widerstand und Freiheit zu sein. Dass er seine These der schwachen inneren Angepasstheit hauptsächlich in Bezug auf wirtschaftlich-ökonomische Umstände erarbeitet, macht sie angesichts politisch-ideologischer Entwicklungen unvollständig bis unhaltbar – bedenkt man etwa, dass die erste Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Nationalismus, Faschismus und zwei Weltkriegen nicht nur ein hohes Maß an äußerer, sondern auch ein erstaunliches Maß an ideologischer Angepasstheit aufwies.

Nimmt man hingegen seine These an, dass die innere Anpassung in der ersten Hälfte des Jahrhundert geringer war, so stellt sich dennoch die Frage, ob sie wegen der auf äußeren Verhaltensgehorsam ausgerichteten Autorität schwach war, oder aber – einer weiteren These Ehrenbergs folgenden – weil die Vorstellung des affektiven Inneren erst in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts durch den medialen Diskurs konstruiert und damit die Möglichkeit einer inneren Angepasstheit eröffnet wurde. Brisant wäre dabei, die diskursiv bedingte nicht-Existenz (eines psychologischen Inneren) mit innerer Unangepasstheit, bzw. positiv formuliert, mit Freiheit gleichzusetzen. Dies würde eine Vielzahl diskursanalytischer Fragen eröffnen, etwa über die Grenzen des Diskurses oder die Möglichkeit von Erfahrung und Erfahrungszuschreibung außerhalb diskursiver Bedingungen.

4.3.1 Herrschaft und Disziplinarmacht

Als ersten Schritt einer machttheoretischen Analyse der Depression eignen sich die Konzepte der Herrschaft und der Disziplinarmacht, einerseits um Ehrenbergs Thesen zu akzentuieren und andererseits als Hinführung auf die Verankerung der modernen Depression in Strukturen der Biomacht und Gouvernamentalität.¹¹⁹

Foucaults Definition von Herrschaft deckt jene Autoritätsstrukturen ab, dessen Änderung Ehrenberg vom Autoritativen zum Liberalen im Laufe des 20. Jahrhunderts nachzeichnet. Insbesondere durch die theoretische Abgrenzung der Herrschaft von der Macht wird eindeutig, warum die zugrundeliegenden Machtungleichheiten trotz dieser Verschiebung – mehr oder minder sichtbar – erhalten bleiben konnten. Wenn Macht, wie Deleuze zusammenfasst, die Fähigkeit zu affizieren und affiziert zu werden ist, dann ist einsichtig, inwiefern sich zwar die Herrschaftsstrukturen im 20. Jahrhundert veränderten, aber nicht jene zugrundeliegenden Machtverhältnisse, welche im Einzelnen Sozialpathologien – leidende Affektivität – produzieren, wie auch immer diese spezifisch geartet sein mögen: als Hysterie, neurotische Depression oder depressive Erschöpfung.

In der Depression des modernen Subjekts findet man jene Regulierung des Körpers wieder, welche nach Foucault zentral für die Disziplinarmacht ist. Wie im ersten Teil dieser Arbeit expliziert, wirkt diese nicht ausschließlich negativ-einschränkend – damit wäre sie ein passendes Erklärungsmodell für Ehrenbergs Betrachtung der Hysterie – sondern produktiv auf die Körper. Dies zeigt sich insbesondere im defizitorientierten Krankheitskonzept der Depression als eingeschränkter Funktionalität und im Behandlungszugang der Psychopharmakologie. Die gegenwärtige Problematisierung der Depression als eine erschöpfte Handlungsfähigkeit und Selbstaktivierung stellt eine Abweichung von den Anforderungen der Norm dar. Depression kann als das Versagen verstanden werden, sich jener Mikrophysik der Macht anzupassen, die die selbstständige Förderung emotional-affektiven Handlungspotentials und Übernahme von Verantwortung verlangt. Ehrenbergs doppelte Definition der Sozialpathologie grenzt an dieses Verständnis: Depression als Resultat gesellschaftlich-ideologischer Strukturen und zugleich ein Mittel sich diesen zu widersetzen.

Die psychopharmakologische Behandlungspraxis – neben neuen Formen der Psychotherapie, die primäre Behandlungsform der Depression – ist ein Sinnbild sondergleichen für diese Form der Disziplinierung des Körpers. Obwohl sie Bereiche der Affektivität und Handlung beeinflusst, wirkt sie über den Körper – je nach Substanzklasse auf unterschiedliche Mechanismen der Neurophysiologie.

¹¹⁹Für die moderne Erfahrungsweise der Depression erwiesen sich die von Foucault herausgearbeiteten Eigenheiten der *christlichen Pastoralmacht* nur in Hinblick auf die psychoanalytische Depressionsbehandlung relevant, insbesondere in Bezug auf deren Therapieziel und der therapeutischen Haltung. Das deklarierte Ziel der Psychoanalyse, sowie anderer Therapiemethoden, ist Leidensverminderung für die Patientin – es dient ihrem Heil, das nun nicht mehr religiös-christlich, sondern modern-gesundheitlich gedacht wird. Ebenfalls in Analogie zur Pastoralmacht wird der Therapeutenposition, im oben bereits erwähnten Sinn, eine besondere Stellung zuerkannt, welche sowohl eine Heilungs- als auch eine Erkenntnisposition darstellt. Kennzeichnend ist neben dieser praktischen und ontologisch-erkenntnistheoretischen Autoritätsposition die Haltung der Therapeutin, welche eine Gleichförmigkeit mit jener Hirtenmetaphorik aufweist, welche in der christlichen Pastoral die Machtposition der religiösen Führungsfigur beschreibt.

Diese Einwirkung auf den Körper weist diverse Merkmale der Mikrophysik der Macht auf: Sie ist nicht unmittelbar wahrnehmbar, wirkt aber verhaltens- und stimmungsregulierend, ist als regelmäßige, oft langfristige Praxis angesetzt, bedarf keiner aktiven Zustimmung und geht mit einer regelmäßigen Überprüfung des Körpers einher, etwa durch die routinemäßigen psychiatrischen Termine und der Blutanalysen zur Kontrolle der Nebenwirkungen. Bei der psychopharmakologischen Behandlung besteht weder Bedarf noch Möglichkeit eigener aktiver Mitwirkung, etwa in Form von Reflexion, Gespräch oder Lebensveränderung. Überdies kann und wird – besonders bei Nichtansprechen auf die Therapie, also bei weiterhin bestehender Normabweichung – mittels labortechnischer Blutanalyse untersucht werden, ob die Psychopharmaka regelmäßig in vorgeschriebener Weise genommen wurden (vgl. Paulitsch/Karwautz 2008, 106). Gerade dieses Moment der Überwachung spiegelt einen der Grundzüge von Foucaults modernen Disziplinarsystem wider.¹²⁰ Bezeichnenderweise wird die Einhaltung der Verschreibungsvorschrift *compliance* – zu deutsch „Regelbefolgung“, „Einwilligung“ – genannt.

Ein zweiter wesentlicher Bestandteil der Disziplinarmacht sind ihre Sanktionstechniken für Normabweichungen. Hier scheint diese Machtform Ehrenbergs Thesen zu widersprechen, zumal er besonders eine Liberalisierung von Normen und eine Abnahme äußerlich-rechtlicher Sanktionsformen beschreibt. Bedenkt man jedoch auch hier den Unterschied zwischen Herrschaft (worin diese Sanktionsformen reduziert wurden) und Macht, wird eindeutig, dass auch die Autoritätsverhältnisse und Normen der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts von vielzähligen machtstrukturellen Sanktionstechniken gestützt werden. In einer Machtkonstellation, in welcher Autoritätsstrukturen nicht äußerliche, rechtlich-straftende, sondern internalisierte Form annehmen, kann eine Normabweichung nicht mehr als Verbrechen (juridisch im Sinne des Kriminellen oder moralisch im Sinne der Faulheit oder des Egoismus) sanktioniert werden. Stattdessen wird die Normabweichung als Krankheit gewertet; eine bestimmte Richtung dieser Abweichung nimmt die spezifische Form der Depression an. Gemeinsam bleibt beiden Sanktionsformen jedoch, dass Phänomene, die konträr zu gesellschaftlichen Normen bestehen, wenn auch reaktiv auf diese entstanden, dem Verantwortungsbereich Einzelner zugeordnet werden.

¹²⁰In diese Richtung weist auch eine der neusten Techniken zur Besserung psychischer Gesundheit, die jedoch meist bei anderen Erscheinungsbildern, etwa Angst oder Anspannung eingesetzt wird: Die Methode des Bio-Feedback nutzt verschiedene Mittel der technischen Aufzeichnung und Darstellung physiologischer Prozesse (Atemgeschwindigkeit und -tiefe, Herzfrequenz, Hautspannung und Hirnströme) um deren bewusste und willentliche Kontrolle zu erhöhen. Einerseits stellt dies eine kleinteilige und invasive Überwachung körperlicher Vorgänge dar, andererseits könnte man darin eine Übung zur verbesserten (Selbst-)Disziplinierung sehen. Auch hier zeigt sich ein hohes Ausmaß individualisierter Verantwortung und insbesondere jene Tendenz, dass diese Verantwortung zunehmen als Kontrolle über sich und die eigene (gesellschaftliche) Positionierung, nicht jedoch über äußere, gesellschaftliche Umstände gedacht wird.

4.3.2 Biomacht

Eine wertvolle Erweiterung des Machtgefüges der Depression bildet Foucaults Konzept der Biomacht, dessen zentrales Moment, wie im ersten Teil dieser Arbeit ausgeführt, die bevölkerungsweite, produktive Einflussnahme auf Lebenskräfte ist. Als „eine Macht, deren höchste Funktion nicht mehr das Töten, sondern die vollständige Durchsetzung des Lebens“ ist (Foucault 1983, 135), umfasst sie die Aufgabe „Kräfte hervorzubringen, wachsen zu lassen und zu ordnen, anstatt sie zu hemmen, zu beugen oder zu vernichten“ (ebd. 132). In dreierlei Hinsicht finden sich in der modernen Depression eindeutige Charakteristika der Biomacht: in ihrer gesellschaftlichen Verbreitung und institutionellen Verankerung, im symptom- und defizitorientierten Krankheitsverständnis, sowie in den modernen Behandlungsansätzen.

Ein Merkmal der Biomacht ist die Ausdehnung über den gesellschaftlichen Raum. Diese Ausbreitung findet auch die Depression mit ihrer Medialisierung in den 1960ern, ihrer zunehmenden Prävalenz, sowie ihrer deutlicheren Sichtbarkeit im Zuge neuer Aufklärungs- und Antistigmatisierungskampagnen westlicher Gesellschaften. Wie im zweiten Teil dieser Arbeit dargelegt, entstehen ab der Mitte des Jahrhunderts zahlreiche Institutionen, die sich um die Depression formieren – Medien und Literatur, Behandlungsinstanzen, Versicherungen und Wissenschaft (in der Neurobiologie und -chemie, Medizin, Psychiatrie, Psychologie/Psychotherapie und, wie Ehrenberg bezeugt, auch in den Sozialwissenschaften). Betrachtet man diese, wird ersichtlich, dass in der Auseinandersetzung mit der Depression eine Fülle an Informationen generiert wurde, die eine verbesserte Handhabung und Regulierung der depressiven Erfahrungsweise erlaubt.

Bei der Symptomatik der modernen Depression fällt auf, dass ihre Symptome meist nicht eigenständige, positiv definierte Elemente des menschlichen Lebens darstellen, sondern negativ über einen Mangel an solchen definiert werden. So sind etwa Interessens- und Freudlosigkeit, verringerte Konzentrations- und Entscheidungsfähigkeit, verringerter Appetit und Schlafqualität, Gefühle der Wertlosigkeit, negative Zukunftsperspektiven und Müdigkeit ein defizitärer Ausdruck fehlender, positiv begriffener Eigenschaften. Dieser Mangelzustand bildet einen Gegenpol zu Erscheinungen, die oftmals mit einer naturalisierten Vorstellung von Leben assoziiert werden. Ausnahmen sind dabei die Symptome der Schuldgefühle und der Suizidgedanken oder -versuche, welche jedoch je für sich genommen ebenfalls als konträr zu einer lebensbejahenden Haltung angesehen werden können. In dieser Hinsicht ist Depression nicht ein leidvoll gesteigerter Ausdruck einer Facette menschlichen Daseins – wie etwa die Furcht in der Angststörung – sondern eine Mangelercheinung an Leben. Nach Ehrenberg (2015, 32): „Die Besonderheit der Depression liegt darin, dass sie die Unfähigkeit zu leben als solche zeigt.“ Diese Unfähigkeit findet sich auch in ihrer etwa 15 prozentigen Sterberate oder, von der anderen Seite beleuchtet, darin, dass etwa die Hälfte der Suizide auf depressive Störungen zurückzuführen sind (vgl. Paulitsch/Karwautz 2008; Nowotny 2019, 281).

In einem Machttyp, dessen Wirkung die Formierung und Maximierung von Leben ist, ist die Depression lebensverweigernd, insofern sie den Zugriff auf die Lebens- und Produktivkräfte der Einzelnen beschränkt – bis hin zu völlig entzieht. Die Depression stellt also weniger einen direkten Ausdruck der Biomacht dar (anders ihre Therapieformen), als dessen Scheitern. Andererseits ist es gerade die Wirkung der Biomacht, ihr Drängen auf die maximale Entfaltung des Lebens, was jene Erscheinungsbilder hervorruft, welche dann in der Depression eine pathologisierte Form finden; Phänomene, die ohne sie nicht als lebensverweigernd gelten würden, werden darin erst als solche klassifiziert und damit produziert. Eben diese Mangelerscheinungen sollen durch die modernen, defizitorientierten Behandlungspraktiken behoben werden, indem jene Fülle an Affektivität und Handlungskraft wiederhergestellt wird, die notwendig sind für die Erfüllung der Anforderungen der Biomacht.

4.3.3 Gouvernamentalität

Wie im ersten Teil rezipiert (siehe Abschnitt 2.3.2), bildet die Gouvernamentalität ein Scharnier zwischen Macht und Subjekt und eröffnet damit ein tiefergehendes Verständnis für die machtsstrukturelle Positionierung der Depression und deren Bedeutung für die moderne Form der Subjektivität. Der Begriff der Gouvernamentalität ist mit Ehrenbergs Thesen der internalisierten Normen beinahe kongruent, liefert jedoch den entscheidenden, kritischen Gedankenschritt, die Internalisierung von Normen nicht nur als Merkmal moderner Herrschaftsverhältnisse und Individualitätskonzeptionen zu denken, sondern als eine Technik der Macht. Foucault beschreibt mit der Gouvernamentalität eine politische und gesellschaftliche (Selbst-)Führungsstrategie, welche in der Moderne eine regulierende Funktion einnimmt: Sie wirkt primär durch internalisierte Normen und reduziert die Notwendigkeit direkten und äußeren Zwangs, indem ein komplexes Gefüge Einzelne sich selbst führen lässt, im Glauben, ihr Handeln sei frei und selbstgewählt.

Ehrenberg ging implizit davon aus, dass es gewisse Autoritätsstrukturen gebe bzw. geben müsse, worin die Notwendigkeit der Norminternalisierung gründet. Diese sei jedoch, zusammen mit der Individualisierung von Verantwortung, Teil der Emanzipation des Individuums im 20. Jahrhundert, obschon in ihrer Schattenseite die Depression steht. Das Konzept der Gouvernamentalität wirft nun Licht darauf, dass diese Emanzipation als Selbstführung, selbst wenn sie nicht in Depression scheitert, nicht notwendigerweise jene Freiheit und Autonomie hält, welche die Ideologie moderner Individualität verspricht. Die Selbstführung des modernen Subjekts als Individuum umfasst weniger eine Normanpassung in diversen gesellschaftlichen Rollen, als eine grundlegende Selbst-Führung im Sinne einer Formierung seiner Selbst um eine bestimmte Norm des Selbst unter dem ideologischen Deckmantel der Individualität.¹²¹

¹²¹Zwei Bemerkungen dazu: Direkter Zwang bietet die Möglichkeit direkten Widerstands, indirekter Zwang hingegen nur die indirekten Widerstands. Der Zwang der Gouvernamentalität ist jedoch nicht nur indirekt, sondern internalisiert; Widerstand

Eine solche Betrachtung der modernen Individualität vertieft auch das Verständnis, warum gerade die Anforderungen der Selbstaktivierung und Handlungsfähigkeit zentral werden – ohne diese ist eine Selbstführung im Sinne der Gouvernamentalität nicht mehr möglich. In diesem Sinne ist es nur folgerichtig, wenn zum Ausgang des 20. Jahrhunderts die Depression nicht mehr als unzureichende Konfliktfähigkeit verstanden wird – dies wäre für die Anforderungen der Selbstführung irrelevant – sondern als eine Erschöpfung der Affektivität und Handlungsfähigkeit.

Weiters erklärt dies, warum in der Gegenwart Phänomene der Abhängigkeit (im Gesellschaftlichen, Zwischenmenschlichen, oder in Bezug auf Substanzen, wie Alkohol oder Drogen), trotz ihrer Prävalenz so grundlegend abgelehnt werden. Oftmals wird diese Ablehnung damit begründet, diese seien Zeichen moralischer Schwäche oder – was angesichts der modernen, *moralischen* Subjektivierungsform über Normen der Individualität auf das Gleiche hinausläuft – fehlender Selbstdisziplin. Ehrenberg begründet diese Ablehnung darin, dass Abhängigkeit den Normen der Individualität widerspricht; man könnte jedoch weiter gehen und präzisieren, dass sie den Anforderungen der modernen Machtstruktur widerspricht. Ruffing (2012, 82) schrieb, die Gouvernamentalität wechsele „zwischen Phasen, in denen das Individuum eng geführt wird und Phasen, in denen sich der Staat wie im Neoliberalismus einer Regierung durch Individualisierung“ bedient. In diesem Kontext sind etwa auch die von Ehrenberg angeführten Prozesse der Individualisierung von Verantwortung (siehe Abschnitt 3.4.3) zu verstehen. Die innige Verschränkung von Macht- und Subjektivierungsformen (oder in Ehrenbergs Terminologie zwischen Autoritätsverhältnisse und Normen der Individualität) zeigt sich darin besonders deutlich: Sich in einer Phase der Individualisierung nach einer engeren Führung auszurichten (die mit höherer Toleranz von Abhängigkeit und staatlicher Verantwortlichkeit einherginge) wäre nicht nur eine Verkenning der Anforderungen der Macht, sondern auch ein Versagen als Individuum, ein Versagen der moralischen Subjektconstitution.

In diesem Sinne ist die Depression wahrlich eine Krankheit des Konflikts – aber nicht eines psychologischen Konflikts innerhalb des Subjekts, sondern eines Konflikts der modernen, gesellschaftlichen Positionierung des Subjekts, welche diesem Ansprüche der Individualität (als selbstgeführte Lebensentfaltung) stellt, ohne die realen Bedingungen zu deren Erfüllung zur Verfügung zu stellen. Die Kräfte der Lebensentfaltung Einzelner sind nicht nur durch die existentielle Stellung des Menschen begrenzt, sondern viel enger durch reale, sozioökonomische und gesellschaftliche Strukturen

dagegen richtet sich also nicht nach außen – wie auch immer vermittelt durch äußere Formen der Auseinandersetzung –, sondern nach innen. Eine Parallele dazu findet sich in der psychoanalytischen Erklärung der Depression als Selbstaggression, als verdrängter Aggression gegenüber inneren Anteilen. Das Konzept der Neurose ermöglicht durch die Dreiteilung der psychischen Struktur eine Abbildung dieser Internalisierung und Konfliktdynamik. Ein zentraler Kritikpunkt am psychoanalytischen Zugang ist dabei, dass die Erkenntnis dieser innerpsychisch repräsentierten Spannungskonstellation nicht wieder auf die primären, gesellschaftlichen Konstellationen zielt, sondern therapeutisch im Einzelnen verhandelt wird. Wenn Ehrenberg die Bedeutung des Konflikts für die Strukturierung des Selbst hervorhebt, so ist dies nicht nur eine – wie oben angeführt – zu tiefst modern-psychologische gedachte Form von Subjektivität, sondern auch eine, die eben diesen machtstrukturellen Hintergrund, vor welchem diese Konflikte nicht notwendig sondern historisch kontingent sind, etwa als Resultat moderner sozioökonomischer und ideologischer Bedingungen, ausblendet.

gesteckt.¹²² Die Verantwortung für diese Begrenztheit wird jedoch nicht auf diese Strukturen zurückgeführt – oder der Anspruch der Maximierung überhaupt zurückgewiesen –, sondern auf die Einzelnen übertragen. In diesem Sinne ist Depression auch wahrlich eine „Krankheit der Verantwortlichkeit“ (Ehrenberg 2015, 76) aber nicht, weil Einzelnen zu viel Verantwortung zugesprochen wird, sondern weil geleugnet wird, inwiefern die gesellschaftlich notwendige Macht zur Erfüllung dieser Verantwortung strukturell begrenzt ist.

Paradox ist dabei gerade jene Entwicklung, die Depression nicht mehr als individuellen Konflikt eines Subjekts (und damit als dessen Verantwortung), sondern als eine übliche Krankheit im Sinne eines mehr oder minder zufälligen Defekts (und damit außerhalb dessen Verantwortung) zu sehen (vgl. ebd. 185). Die Individualisierung von Verantwortung macht also gerade vor jenem Phänomen halt, dessen Ursache sie ist; die Depression als eine Krankheit der Verantwortlichkeit liegt selbst außerhalb der Verantwortung des modernen Subjekts. Analog dazu ist auch die Forderung nach Selbstaktivierung und Handlungsfähigkeit in der modernen Behandlung der Depression ausgesetzt. Dass in der Depression und ihrer Behandlung eben jene Forderungen der modernen Individualität aufgehoben sind, bestätigt und vertieft das Verständnis von dessen diskursiver Positionierung als das Andere der Normativität.

4.3.4 Machtfunktionen der Depression

Ausgehend von den oben angeführten Überlegungen zur Verankerung des Subjekts in Herrschaftsverhältnissen, Formen der Disziplinar- und Biomacht, sowie Taktiken der Gouvernementalität, steht die Depression diesen konträr gegenüber, als ein Widerstand, wenn auch ein nicht-bewusster, gegen die Normen der affektiven Selbstaktivierung und Handlungsfähigkeit des modernen Individuums. Betrachtet man jedoch insbesondere die Wirkung der Biomacht und der Gouvernementalität genauer, zeichnet sich ein anderes Bild ab: die Depression nicht als Scheitern und Grenze der Macht, sondern als dessen Restauration.

Insofern einerseits die Biomacht die Maximierung von Lebenskräften und andererseits die Gouvernementalität die Selbstführung vom Einzelnen verlangt, scheint die Depression als erschöpfte Selbstaktivierung und Handlungsunfähigkeit dessen genaues Gegenteil zu verkörpern; zugleich erfüllt sie jedoch die Funktion, dieses Scheitern diskursiv zu integrieren. Genauer: Sie erfüllt die Funktion, diesem Scheitern die Form einer Erfahrung zu geben, welche die Alterität der Norm erlebbar macht. Sie tut jedoch mehr als dies und schafft eine Erfahrungsform, welche das Scheitern an der Norm als eine psychologische Störung individualisiert und damit individuell therapierbar macht. Diese Psychologisierung und Individualisierung verschleiern jedoch die strukturellen

¹²²Schon insofern die überwiegende Mehrheit der Bevölkerung nicht nur für ihre eigene Mehrwertproduktion arbeitet, wird klar, dass ihre Arbeit (im umfassenden Sinne) nicht ihrer eigenen Lebensmaximierung dient, sondern jenen, welche ihre Arbeitskraft kaufen, zukommt. Die machstrukturell verankerten, sozioökonomischen Strukturen erzielen zumeist nicht eine (maximale) Lebensentfaltung, sondern nur das notwendige Maß der Lebenserhaltung und -reproduktion.

Spannungskonstellationen und die durch diese bedingte Notwendigkeit des Scheiterns.¹²³ Das oben genannte Paradox löst sich angesichts dieser dreiteiligen diskursiven Funktion der Depression auf: Gerade aufgrund ihrer Funktion sind die Ansprüche der Normativität nach Verantwortlichkeit, Handlungskraft und Selbstaktivierung aufgehoben, und gerade durch sie kann durch die Anwendung von therapeutischen Techniken, die Fähigkeit zur Anpassung an die Norm wiederhergestellt werden.

Bietet die Depression in diesem Sinne eine Erfahrungsform, welche jene Normabweichungen entschärft, die entscheidend problematisch für die Funktionalität der Macht wären, stellt sich die abschließende Frage, was passieren würde, wenn sie diese Funktion nicht mehr erfüllt. Dies könnte, den obigen Ausführungen entsprechen, in dreierlei Hinsicht geschehen: einer Einschränkung der (I) restaurativen Funktion, (II) der diskursiven Erfahrbarmachung oder (III) der Verschleierung für sie ursächliche Spannungskonstellationen.

I Restauration

Wenn Therapiemöglichkeiten der Depression nicht mehr ausreichen, um – zumindest in einem Großteil der Fälle – jene Fähigkeiten wiederherzustellen, die notwendig sind für die Erfüllung der Norm, verfehlt sie ihrer restaurativen Funktion. Depression würde dann nur die Abweichung von der Norm diskursiv erfahrbar machen und ihre Ursachen verschleiern (Funktionen der Erfahrbarmachung und Verschleierung). Dies wäre der Fall, wenn ihre Behandlungstechniken der Psychopharmakologie und/oder Psychotherapie ineffektiv oder unzugänglich sind. Teilweise ist dies bereits der Fall: Das Psychotherapieangebot erfüllt, vor allem regional, nicht die Nachfrage und wird wegen Stigmata oder hohen Behandlungskosten oftmals nicht in Anspruch genommen. Psychopharmakotherapie wäre ausreichend vorhanden und zugänglich – Psychopharmaka können auch in der Allgemeinmedizin verschrieben werden – sowie wenig stigmatisiert, weist aber unzureichende Effektivität auf. Ehrenberg (2015, 258ff) beschreibt ihre unzureichende Wirkung in einer „Krise der Heilung“: die Psychopharmakotherapie habe bei Depression schlechte Prognosen, könne Symptome lindern aber nicht heilen und erzeuge dabei Abhängigkeiten, Rückfälle und meist chronifizierte Verläufe; drei Viertel der damit behandelten Depressionen seien rezidivierend, die Selbstmordrate bei langfristiger Einnahme erhöht.

Diese mäßigen Erfolge stehen jedoch noch nicht im Widerspruch zur weiterhin bestehenden restaurativen Funktion der Depression. In dieser soll primär nicht die Norm selbst (Anforderungen der Individualität, Lebensentfaltung) verwirklicht, sondern die Fähigkeit zur Anpassung an diese (durch Selbstaktivierung und Handlungsfähigkeit) wiederhergestellt werden. Biomacht ist – anders als Disziplinarmacht – nicht auf Einzelne fokussiert, sondern umfasst die Dynamik der Gesamtbevölkerung.

¹²³Diese Funktion erfüllen nicht nur die defizitorientierten Krankheitskonzepte und Behandlungstechniken der Depression, sondern auch das psychoanalytische Konfliktmodell, welches gesellschaftliche Spannungskonstellationen im Strukturmodell der Psyche reflektieren könnte, aber bei einer Abbildung und Auflösung im Einzelnen bleibt.

Auf dieser Skala ist ein geringes Maß an Abweichungen irrelevant, sofern dieses die Normadhärenz der Mehrheit nicht entscheidend stört. Man könnte in einer weiterführenden Untersuchung fragen, ob nicht ein geringes Maß an Abweichung sogar der insgesamten Maximierung entspricht. Die Frage nach dem (für die Anforderungen der Macht, nicht den Idealen der Gesellschaft) optimalen Anteil der Abweichung im Verhältnis zur Norm, spiegelt sich im zweiten Fall der möglichen funktionellen Verschiebung der Depression wider.

II Diskursive Erfahrbarkeit

Wenn die Depression keine (negative) Erfahrungsweise der Norm mehr liefert oder ihre Positionierung als das Andere der Norm verliert, verfehlt sie ihrer Funktion der diskursiven Erfahrbarmachung. In zwei Szenarien ist eine solche Fehlfunktion denkbar: a) sie liefert keine spezifische Erfahrung mehr, die eine Normabweichung diskursiv formt und für Einzelne erlebbar macht oder b) sie umfasst nicht mehr die Abweichungen der Norm, sondern wird selbst zu einer positiven Erfahrungsweise dieser Norm.

Fehlende Erfahrungsweise

Diese Möglichkeit verdeutlicht, dass die Machtfunktionen der Depression nicht notwendigerweise aufbauend gedacht sein müssen: Die Depression könnte durchaus noch ihre restaurative Funktion erfüllen (wenn sie Handlungsfähigkeit und Selbstaktivierung ausreichend wiederherstellt), ohne jedoch eine diskursive Erfahrung zu bieten, die das (zeitweilige) Herausfallen aus der Norm formiert. Natürlich wäre diese fehlende Formierung nicht absolut zu denken – reine Alterität, ohne diskursive Formierung, ist als Erfahrung unmöglich. Es lohnt sich dennoch, diesen Aspekt als reduziert zu denken: Die Depression wird dann statt einer Erfahrungsweise zu einer Restaurationstechnik, welche eine Wiederanpassung an die Norm ermöglicht bzw. aufrechterhält, ohne auf die ursächlichen Konflikte zu verweisen (Funktionen der Restauration und Verschleierung).

Fraglich ist, inwiefern ein solcher Prozess in der Entwicklung der Depression in westlichen Gesellschaften bereits vorzufinden ist. Greift man auf Ehrenbergs Analysen zurück, findet sich in den 1960ern und 1970ern eine spezifisch ausgeprägte Erfahrungsweise (mit einem komplexen, individuell auszugestaltenden Erklärungsmodell, gesellschaftlicher Verankerung und intensiv-persönlicher Behandlungspraxis). Diese wird nach 1980 zunehmend einfacher und weniger individuell, etwa durch die Verschiebung von ätiologischen zu standardisierten Krankheitsdefinitionen oder der zunehmenden passiven und defizitorientierten Behandlung mittels Psychopharmaka (die über körperliche Kontrolle, nicht über individuelle Reflexionsprozesse und persönliche Betreuung wirken). Die vorliegende Analyse der Erkenntniszugänge des modernen Subjekts ergänzt diese Reduktion der depressiven Erfahrungsweise auf eine Restaurationstechnik in der Gegenwart. Die neurotische Depression der 1960er wies eine komplexe Wahrheitstechnik für die Erfahrung des depressiven Subjekts auf, in Bezug auf sich selbst und seine gesellschaftliche Position. Dieser Bezug scheint in der modernen Depression

zu fehlen: Das zunehmende Ausblenden der Introspektion, des Strebens nach (Selbst-)Erkenntnis und der gesellschaftlichen Positionierung des Subjekts isolieren den Fokus auf die Wiederherstellung der Fähigkeiten zur Selbstführung als Selbstzweck.

Dennoch bleibt fraglich, ob diese Reduktion der Erfahrung der Depression ausreicht, um davon zu sprechen, die Depression könne ihre diskursive Funktion der Formierung einer Erfahrungsweise nicht erfüllen – gerade ihre Verbreitung, der Eingang des Begriffs in die Kultur und die erhöhte soziale Toleranz zeugen davon, dass die Depression ein festen Platz in der modernen Lebenswelt findet.

Depression als Norm

In oben zweitgenannter Verschiebung würde die Depression zwar eine Erfahrungsweise formieren, aber eine, welche nicht mehr die negative Seite, das Andere der Norm bildet, sondern eine positive Erfahrungsweise, die Teil der Norm ist. Dies könnte durch die relative Häufigkeit der Depression geschehen oder durch eine sozioökonomische Diskrepanz normativer Anforderungen.

Übersteigt die relative Anzahl depressiv erkrankter Subjekte ein kritisches Maß, wird ihre Positionierung abseits der Normalität unhaltbar. Angesichts der steigenden Depressionsprävalenz der letzten Jahrzehnte wäre eine Annäherung der depressiven an die normale (durchschnittliche) Erfahrungsweise denkbar. Notwendig scheint diese Annäherung insbesondere aufgrund der oben skizzierten, unzureichenden Restaurationsfähigkeit: Lässt sich Depression als pathologisierte Normabweichung nicht hinreichend therapieren – und erreicht ihre Prävalenz eine hinreichende Größe –, entsteht diskursiver Druck (durch die Logik der Normativität als Norm-Anderes, aber auch durch ökonomische Kosten, soziale Bewegungen, etc.), sie anders in die Norm zu integrieren. Vorstellbar wäre eine Veränderung der Krankheitskonzeption und ihre Etablierung als positive Erfahrungsweise. Tendenzen in diese Richtung sind sichtbar in den diskursiven Veränderungen der Depression, etwa die in vorliegender Arbeit angeführten medialen Antistigmatisierungsbewegungen seit den 1960ern (Depression als Krankheit des normalen Menschen), die Entkoppelung der Depression von individueller Verantwortung und Ausblendung ätiologischer Faktoren, sowie die Ausweitung der Behandlungstechniken von der Krankenbehandlung zur Lebensqualitätssteigerung.

Eine differenzierte Betrachtung der Normativität und ihrer gesellschaftlichen Verteilung zeigt eine weitere Ursache für Verschiebung in der Erfahrungsweise der Depression auf. Die Normen der modernen Individualität formieren sich um die in dieser Arbeit ausführlich erarbeiteten Fähigkeiten zur Handlung und Selbstaktivierung, aber auch über die in dieser Arbeit nicht untersuchte, soziale Anerkennung. Angemerkt wurde bereits, dass sich in der Moderne die Bereiche der Moral, der Gesundheit und des Erfolgs vermischen: Nicht nur Gesundheit, sondern auch gesellschaftlicher Erfolg verweisen auf eine erfolgreiche moralische Selbstkonstitution. Damit müssten aber jene, die gesellschaftlich als erfolgreich anerkannt werden, auch die Normen der Individualität erfüllen – tun sie dies nicht, werden etwa auch Erfolgreiche depressiv, stellt dies einen Widerspruch zur Normativität dar.

Die oben dargelegte machtstrukturelle Verankerung der Depression (im Spannungsfeld unbegrenzter individueller Verantwortung und begrenzter individueller Macht) erklärt, warum auch gesellschaftlich erfolgreiche Positionen diesem Konflikt unterliegen. Weil die Depression durch ihre dritte machtstrukturelle Funktion die Notwendigkeit in diesem Spannungsfeld zu scheitern verschleiert, bleibt eine scheinbare Diskrepanz zwischen gesellschaftlichem Erfolg und individueller Pathologie. Für die weiterführenden Überlegungen ist zweierlei relevant: Die Diskrepanz entsteht einerseits durch einen Widerspruch zwischen Weisen der moralischen Selbstkonstituierung der Moderne und andererseits taucht diese Diskrepanz in einem Bereich auf, welcher als Inbegriff erfolgreicher Normerfüllung gilt – Rand (Depression) und Mitte (gesellschaftlicher Erfolg und soziale Anerkennung) manifestieren sich in einer diskursiven Position.

Das Aufkommen der (Mode-)Krankheit Burnout in den ersten zwei Dekaden des 21. Jahrhunderts liefert angesichts dieser Annäherungen der Depression an die Norm eine interessante Anregung und erweitert Ehrenbergs um 2000 endende Analyse. Im Burnout findet scheinbar eine Umkehrung statt: Es resultiert nicht aus einem Zuwenig an Handlungsfähigkeit und Selbstaktivierung, sondern aus einem Zuviel davon. Zentral ist dabei die soziale Anerkennung für das angenommene Maß vorangegangenen Engagements; die depressive Erschöpfung wird damit nicht nur erklär- und erfahrbar, sondern legitimiert und ausgezeichnet. Sie wird in die Normativität als positive Erfahrung integriert. Die ausgebrannte Erschöpfung ist nicht das Herausfallen aus der Norm, sondern deren Übererfüllung.

Damit liefert Burnout – besonders angesichts steigender Prävalenz und sozioökonomischer Ubiquität – ein Modell, die oben skizzierte Diskrepanz zwischen Erfolg und Pathologie aufzuheben und depressive Abweichungen von der Norm nicht negativ, sondern als positive Erfahrungsweise zu formieren. Betrachtet man Burnout als Phänomen moderner Erfahrungsweise genauer, ergibt sich ein komplexeres Bild. Die Bedingung dieser positiven Erfahrungsweise, ist eine bereits vorhandene Erfüllung der Norm – nicht der Normen der Gesundheit oder Individualität, sondern jener des Erfolgs. Aufschlussreich ist hier ein Blick auf die Empirie: Prävalenzstudien zu Burnout zeigen eine Häufung in der höchsten sozioökonomischen Schicht, im Altersbereich 40-60 (vgl. Hapke 2015) – in jenen gesellschaftlichen Positionierung also, in welche „die Erfolgreichen“ fallen sollten. Vergleicht man weiters die sozioökonomische Prävalenzverteilung von Burnout und Depression, zeigt sich, dass in unteren Schichten mehr Depressionen und weniger Burnout diagnostiziert werden, in höheren Schichten verhältnismäßig mehr Burnout als Depressionen. Summiert man die Prävalenz beider Störungen, zeigen ähnliche Raten in allen Schichten (vgl. ebd.). Angesichts der Position des modernen Individuums ist es nicht überraschend, dass in allen sozioökonomischen Schichten Phänomene der Normabweichung ähnlich häufig auftreten. Dass diese aber in den sozioökonomisch erfolgreichen Schichten eher in Form von Burnout als Depression erfahren wird, entspricht den oben ausgeführten Überlegungen. Man könnte dabei Burnout als Auszeichnung für gesellschaftlichen Erfolg begreifen oder, anders akzentuiert, als Resultat, wenn neben der depressiv gescheiterten Selbstkonstitution über Individualität, noch die Möglichkeit der Subjektconstitution über soziale Anerkennung offensteht.

III Verschleierung

Als dritte diskursive Funktion der Depression verschleiert diese die ihr ursächlich zugrundeliegende Spannungskonstellation der individuellen Verantwortung und realer Begrenzung individueller Macht. In vorliegender Analyse wurde dargelegt, dass diese Verschleierung in der modernen, defizitorientierten Depression dichter ist als in der früheren, konfliktorientierten neurotischen Depression. Die psychoanalytische Dreiteilung konnte diese Spannungskonstellation innerpsychisch repräsentieren, ging jedoch den entscheidenden Schritt nicht, diese Dynamik als historisch kontingent, veränderbar oder gar als zu-verändernd zu denken. Was würde nun geschehen, wenn die Depression diese diskursive Funktion der Verschleierung durch Individualisierung und Psychologisierung nicht mehr übernehme und stattdessen die ursächliche Spannungskonstellation offenlegte?

Gerade darin, dass eine solche, in kritischen Schriften wiederholt dargelegte Offenlegung kaum relevante Auswirkungen hatte, zeigt sich die – trotz der oben attestierten Annäherung an die Norm – diskursive Positionierung der Depression als das Andere. Dieses Andere ist zwar konstitutiv für die Norm, hat aber selbst keine produktive Wirkkraft. In diesem Sinne könnte zwar die Depression ein strukturelles Problem aufzeigen, aber es bliebe ein Problem „der Anderen“, nicht eines der Norm und der Allgemeinheit. Die Wirkkraft der Depression begäbe erst dort, wo sie selbst zur Norm wird – wodurch sie jedoch ihr subversives Potential verloren hätte.

Beispielhaft für diese Verschiebung ist wiederum das Aufkommen von Burnout. Vordergründig verweist Burnout nicht nur auf die – durch es legitimierten – Grenzen individueller Kraft und ihre Unzulänglichkeit angesichts normativer Ansprüche, sondern integriert auch die aus dieser Spannung entstehende Erschöpfung als positive Erfahrungsweise der Norm. Damit ermöglicht Burnout eine Rechtfertigung des (notwendigen) Scheiterns an den Ansprüchen der Normativität, welche die Depression nicht liefern konnte, weil in ihr diese Strukturen hinter dem Individuellem und Psychologischen verborgen bleiben. Burnout enthüllt also den zweiten Pol der Spannungskonstellation des modernen Subjekts, indem die individuellen Kräfte als begrenzt anerkannt werden. Andererseits werden diese Kräfte wiederum psychologisch gedacht, die psychische (und zu einem geringeren Grad physische) Kraft der Einzelnen. Dabei umfasst dieser Pol der individuellen Kraft deutlich mehr – vor allem auch die sozioökonomische Macht. Als Begrenzung der individuellen Macht nur die persönlichen Kräfte zu setzen, zeugt davon, dass Burnout ebenfalls eine verschleiende diskursive Funktion erfüllt: Es leugnet jene strukturellen Machtungleichheiten, welche für all jene, die nicht zur sozioökonomisch höchsten Schicht zählen, eine zutiefst reale Einschränkung ihrer Möglichkeiten darstellt. Diese im Burnout ausgeblendeten Ungleichheiten werden umso bedeutender, insofern sie es sind, die – der modernen Ideologie zum Trotz – maßgeblich gesellschaftlichen Erfolg mitbedingen, also die Voraussetzung für depressive Erschöpfung als positive Erfahrungsweise in Form von Burnout liefern: Scheitern darf nur, wer erfolgreich ist. Burnout bezeugt also jene oben genannte Unmöglichkeit, innerhalb der Normativität normative Strukturen zu offenbaren; es bewirkt nicht die Enthüllung der problematischen Normativität, sondern dessen doppelte Festigung und Verschleierung.

5 Schluss

Vorliegende Arbeit untersuchte die Depression als Erfahrungsweise des modernen Subjekts anhand ihrer Subjektivierungsweise und machtsstrukturellen Verankerung. Ehrenberg beschreibt die moderne Individualität als eine, in welcher das moderne Individuum eine autonome und eigenverantwortliche Haltung zu liberalisierten Normen einnimmt und seine Affekte den Handlungsanforderungen entsprechend aktivierend reguliert. Subjektivierungs- und machtheoretisch erweitert bildet Depression dabei das Andere der Normativität, als Schattenseite der Individualität und gestaltet sich anhand dessen in Emanzipationsschritten: In den 1960ern und 1970ern verweist die neurotische Depression auf eine Subjektivierungsweise, die trotz anderer moralischer Ausrichtung, eindeutige Elemente der frühchristlichen Bezugnahme auf die Begehren und das Selbst trägt und sich den Anforderungen der disziplinärstrukturierten Machtverhältnissen durch Konfliktfähigkeit anpasst. In den 1980ern und 1990ern zeugt die symptom- und defizitorientierte Depression von einer in Biomacht und Gouvernementalität verankerten Subjektivierungsweise, die auf antike und hellenistische Praktiken der Selbstführung verweist, diese jedoch auf affektive Selbstaktivierung statt politischer Herrschaft oder Souveränität richtet.

Zusammengefasst bildet die moderne Depression das Andere der gegenwärtigen Normen erfolgreicher Subjektivierung, in welcher das Subjekt in einer durch die Ideologie der Individualität verdeckten Spannungskonstellation steht, zwischen dem Anspruch individualisierter Verantwortung und maximaler Lebensentfaltung einerseits, und einer existentiell und sozioökonomisch begrenzten Machtposition andererseits. Die Depression erfüllt dabei – eingebettet in spezifischen Formen moderner Subjektivierung und Machtstrukturen, welche eine selbstgeführte Lebensentfaltung fordern – drei Funktionen: Sie liefert eine Erfahrungsweise des Scheiterns an modernen Anforderungen der Individualität, bietet Techniken zur Wiederherstellung jener Fähigkeiten, die für eine erfolgreiche Selbstkonstitution innerhalb gegenwärtiger Machtstrukturen notwendig sind und verschleiert die strukturellen Bedingungen ihrer eigenen Entstehung. Die Verschiebung von Depression zu Burnout stellt eine diskursive Umkehrung dieser negativen zu einer positiven Erfahrungsweise der Norm dar und festigt damit die zugrundeliegende Spannungskonstellation, statt sie zu entschleiern.

Versucht das moderne Subjekt seine Identität als Individuum über die direkte Erfüllung der normativen Ansprüche nach Verantwortlichkeit und Autonomie zu bilden, so lässt sich das depressive Scheitern daran am abstraktesten mit Rekurs auf Frankl erklären: „Nur menschliches Dasein, das sich selbst auf die Welt hin, in der es ist, transzendiert, kann sich selbst verwirklichen, während es, sich selbst bzw. Selbstverwirklichung intendierend, sich nur verfehlen würde“ (Frankl, 1960, 77).

Anhang

Bibliographie

- Adler, Alfred (1933/2008) *Der Sinn des Lebens*. Köln: Anaconda Verlag.
- Anditsch, Martina (2017) *Psychopharmaka*. IFPA Interdisziplinäres Forum für Psychopharmakotherapie im Alter.
- Breuer, Joseph; Freud, Sigmund (1895/2011) *Studien über Hysterie*. Frankfurt a/M.: Fischer. 7. Auflage.
- Brunner Markus (2012) *Vom Ressentiment zum Massenwahn. Eine Einführung in die Sozialpsychologie des Antisemitismus – und die Grenzen psychoanalytischer Erkenntnis*. In: Busch et al (2015) *Schiefheilung. Zeitgenössische Betrachtungen über Antisemitismus*. Wiesbaden: VS Verlag.
- Busch et al. (2013) *Prävalenz von depressiver Symptomatik und diagnostizierter Depression bei Erwachsenen in Deutschland*. in: Bundesgesundheitsblatt 2013/56. S. 733-739. Berlin/Heidelberg: Springer Verlag.
- Butler, Judith (2002) *Was ist Kritik? Ein Essay über Foucaults Tugend*. In: *Deutsche Zeitschrift für Philosophie*. 2002/2.
- Deleuze, Gilles (1992) *Foucault*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp. 9. Auflage.
- Ehrenberg, Alain (2015) *Das erschöpfte Selbst. Depression und Gesellschaft in der Gegenwart*. Frankfurt/New York: Campus Verlag. 2. Erweiterte Auflage. Übersetzt von: Lenzen, Manuela; Klaus Martin.
- Frankl, Viktor (1960) *Potentialismus und Kaleidoskopismus*. In: Frankl (1985) *Der Mensch vor der Frage nach dem Sinn*. München/Berlin: Piper Verlag. 29. Auflage. S. 77-81. Zitat S. 77.
- Frischenschlager et al. (1995) *Grundlagen der Medizinischen Psychologie, Psychosomatik, Psychotherapie und Medizinischen Soziologie*. Wien/New York: Springer Verlag.
- Freud, Sigmund (1908) *Die >kulturelle< Sexualmoral und die moderne Nervosität*. Gesammelte Werke. Band VII. Frankfurt a/M: Fischer Verlag. S. 143-167.
- Freud, Sigmund (1931) *Das Unbehagen in der Kultur*. Herausgegeben von: Bayer, Lothar; Krone-Bayer, Kerstin (2010) Stuttgart: Reclam.
- Freud, Sigmund (1924) *Neurose und Psychose*. in: Freud, Anna; Grubrich-Simitis, Ilse (Hr.) (2006) *Sigmund Freud Werkausgabe in zwei Bänden. Band I. Elemente der Psychoanalyse*. Frankfurt a/M: Fischer Verlag. S. 467-484.

- Freud, Sigmund (1933) *Die Zerlegung der psychischen Persönlichkeit. XXXI Vorlesung*. In: Freud, Anna; Grubrich-Simitis, Ilse (Hr.) (2006) *Sigmund Freud Werkausgabe in zwei Bänden. Band I. Elemente der Psychoanalyse*. Frankfurt a/M: Fischer Verlag. S. 402-418.
- Foucault, Michel (2003a) *Die Ordnung des Diskurses*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp. 9. Auflage.
- Foucault, Michel (1974) *Die Ordnung der Dinge*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (2003b) *Die Wahrheit und die juristischen Formen*. Frankfurt a/M.
- Foucault, Michel (2001) *Dits et Ecrits*. Band 1. Frankfurt a/M.
- Foucault, Michel (2002) *Dits et Ecrits*. Band 2. Frankfurt a/M.
- Foucault, Michel (2004) *Dits et Ecrits*. Band 4. Frankfurt a/M.
- Foucault, Michel (1993b) *Der Staub und die Wolke*. Grafenau. 2. Auflage.
- Foucault, Michel (1983a) *Der Wille zum Wissen. Sexualität und Wahrheit I*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp
- Foucault, Michel (1989a) *Der Gebrauch der Lüste. Sexualität und Wahrheit II*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp 12. Auflage.
- Foucault, Michel (1989b) *Die Sorge um Sich. Sexualität und Wahrheit III*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp. 12. Auflage.
- Foucault, Michel (2019) *Die Geständnisse des Fleisches. Sexualität und Wahrheit IV*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp.
- Foucault, Michel (1969) *Wahnsinn und Gesellschaft. Eine Geschichte des Wahns im Zeitalter der Vernunft*. Frankfurt a/M.: Suhrkamp. 23. Auflage.
- Griebler et al (2017) *Österreichischer Gesundheitsbericht 2016. Berichtszeitraum 2005-2014/15*. Wien: Bundesministerium für Gesundheit und Frauen.
- Gross, Rainer (2012) *Angst, Depression und die Verleugnung von Abhängigkeit*. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Hapke, Ulfert (2015). *Studie zur Gesundheit Erwachsener in Deutschland. Psychische Gesundheit in der Bevölkerung. Aktuelle Daten und Hintergründe*. Robert Koch Institut.
- Hinterhofer H. (2000) *Strukturmodell (Psychoanalyse)*. In: Stumm, Gerhard; Pritz, Alfred. *Wörterbuch der Psychotherapie*. Wien: Springer Verlag. S. 672-673.
- Kafka, Franz (1970) *Aphorismen – Betrachtungen über Sünde, Leid, Hoffnung und den wahren Weg*. Frankfurt/M.: Suhrkamp. S. 195-209.
- Kierkegaard, Sören (1843/2017) *Entweder – Oder*. München: dtv.

- Kury, Patrick (2013) *Von der Neurasthenie zum Burnout – eine kurze Geschichte von Belastung und Anpassung*. In: Neckel, Sighard; Wagner, Gerta (Hg.) *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp. S. 107-128.
- Luborsky et al (1975) *Comparative Studies of Psychotherapies: Is it true that "everyone has won and all must have prizes"?* Archives of General Psychiatry 32/8. S. 995-1008.
- Maslow, Abraham (1943) *A Theory of Human Motivation*. In: *Psychological Review*. 50. S. 370-396.
Verfügbar online: ><http://psychclassics.yorku.ca/Maslow/motivation.htm>:< (09.05.2020)
- Nowotny, Monika et al. (2019) *Depressionsbericht Österreich. Eine interdisziplinäre und multiperspektivische Bestandsaufnahme*. Wien: Bundesministerium für Arbeit, Soziales, Gesundheit und Konsumentenschutz.
- Paulitsch, Klaus; Karwautz, Andreas (2008) *Grundlagen der Psychiatrie*. Wien: Facultas.
- Petzold H.G. (2007) *Pierre Janet (1859–1947). Ideengeber für Freud, Referenztheoretiker der Integrativen Therapie. Zum 60. Todestag des Begründers der „integrativen Psychologie“ und einer „psychologischen Therapie“*. Integrative Therapie 2007/33. S. 59–86.
- Ruffing, Reiner (2010) *Michel Foucault*. Paderborn: Wilhelm Fink Verlag. 2. Auflage.
- Roelcke, Volker (1999) *Die Elektrifizierung der Nerven und die Neurasthenie als sozial verursachte Erschöpfung der Nervenkraft*. In: *Krankheit und Kulturkritik. Psychiatrische Gesellschaftsdeutung im bürgerlichen Zeitalter (1790-1914)*. Frankfurt/New York: Campus Verlag. S. 101-139.
- Sarasin, Philipp (2001) *Reizbare Maschinen und eine Geschichte des Körpers 1765-1914*. Frankfurt a/M.
- Sobocki et al (2006) *Cost of depression in Europe*. In: *Journal of mental health policy and economics*. 2006/9/2. S. 87.98.
- Voss, Gütner; Weiss, Cornelia (2013) *Burnout und Depression – Leiterkrankungen des subjektivierten Kapitalismus oder: Woran leidet der Arbeitskraftunternehmer?*. In: Neckel, Sighard; Wagner, Gerta (Hg.) *Leistung und Erschöpfung. Burnout in der Wettbewerbsgesellschaft*. Berlin: Suhrkamp. S 29-56.

Hinweis zur Wahl der geschlechter-spezifischen Formulierungsweise

Die Autorin entschied sich in vorliegender Arbeit für eine diverse Einfachnennung der personenbezogenen Bezeichnungen; es wechseln sich daher personenbezogene Bezeichnungen zufällig ab, jeweils ausschließlich in der weiblichen Form, in der männlichen Form und im Plural. Insbesondere aufgrund der grammatikalischen und orthographischen Komplexität der themenbezogen notwendigen Formulierung de* Einzelne*, schien dies ein passende Wahl, um nicht-heteronormativ Identifizierte sprachlich sichtbar zu machen. Wo eine bestimmte geschlechter-spezifische Bezeichnung inhaltlich relevant ist, wird dies nicht nur grammatikalisch, sondern explizit angeführt und besprochen.

Plagiatserklärung

Hiermit erkläre ich, die vorgelegte Arbeit selbständig verfasst und ausschließlich die angegebenen Quellen und Hilfsmittel benutzt zu haben. Alle wörtlich oder dem Sinn nach aus anderen Werken entnommenen Textpassagen und Gedankengänge sind durch genaue Angabe der Quelle in Form von Anmerkungen bzw. In-Text-Zitationen ausgewiesen. Dies gilt auch für Quellen aus dem Internet, bei denen zusätzlich URL und Zugriffsdatum angeführt sind. Mir ist bekannt, dass jeder Fall von Plagiat zur Nicht-Bewertung der gesamten Lehrveranstaltung führt und der Studienprogrammleitung gemeldet werden muss. Ferner versichere ich, diese Arbeit nicht bereits andernorts zur Beurteilung vorgelegt zu haben.

Abstrakt

Vorliegender philosophischer Beitrag zur Depression als Sozialpathologie und als moderne Erfahrungsweise untersucht die ihr zugrundeliegende, machtstrukturierte Subjektivierungsweise. Dafür werden aus dem Hauptwerk der gegenwärtigen wissenschaftlich-gesellschaftskritischen Debatte, *Das Erschöpfte Selbst* des Soziologen Alain Ehrenberg, dessen Thesen zur Geschichte der Depression und ihrem Verhältnis zu veränderten Autoritätsstrukturen und Individualitätsnormen des 20. Jahrhunderts abstrahiert, systematisiert und anhand Michel Foucaults Machttypen und Subjektivierungsweisen kritisch untersucht. Dabei wird neben diversen diskurs- und machttheoretischen Schriften und den ersten drei Bänden von *Sexualität und Wahrheit*, insbesondere der 2018 erstveröffentlichte vierte Band rezipiert. Folgende Schlüsse lassen sich aus einer solchen Analyse für die moderne Ausprägung von Subjektivität ziehen.

Die moderne Depression bildet das Andere der gegenwärtigen Normen erfolgreicher Subjektivierung, in welcher das Subjekt in einer durch die Ideologie der Individualität verdeckten Spannungskonstellation steht, zwischen dem Anspruch individualisierter Verantwortung und maximaler Lebensentfaltung einerseits, und einer existentiell und sozioökonomisch begrenzten Machtposition andererseits. Die Depression erfüllt dabei – eingebettet in spezifischen Formen moderner Subjektivierung und Machtstrukturen, welche eine selbstgeführte Lebensentfaltung fordern – drei Funktionen: Sie liefert eine Erfahrungsweise des Scheiterns an modernen Anforderungen der Individualität, bietet Techniken zur Wiederherstellung jener Fähigkeiten, die für eine erfolgreiche Selbstkonstitution innerhalb gegenwärtiger Machtstrukturen notwendig sind und verschleiert die strukturellen Bedingungen ihrer eigenen Entstehung.

Abstract (English)

This thesis contributes a philosophical analysis of depression as a power-structured form of modern subjectivization. Methodically, it abstracts and systemizes the results of one of the major works of current (social)scientific and philosophical research on depression, Alain Ehrenberg's *La fatigue d'être soi: depression et société*, with particular focus on his theories of the history of depression in the 20th century and its relations to changes in structures of authority and norms of individuality. These are then discussed critically with Foucault's types of power and subjectivization, with especial note of his 2018 newly published fourth volume of *History of Sexuality*. The results can be summarized as follows:

Die modern form of depression can be understood as the Other to the present norms of successful subject formation. In these, the subject finds itself in an area of conflict, veiled by the ideology of individuality, between demands of individualized liability and maximized development of life on the one hand and a power position limited by existential and structural socioeconomic conditions on the other. Depression – embedded in specific types of modern subjectivization and power structures – fulfills three functions: (I) providing a discursive experience of failure to meet normative demands of individuality, (II) implementing techniques to restore the capabilities necessary for positive subject formation within the present power structures, and (III) veiling the structural conditions causal for its own generation.

